

SCHWÄBISCHE HEIMAT

2

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1952 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Württ. Landesbibliothek
STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1952

3. Jahrgang

Zweites Heft – März/April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELmut DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Befprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Chorseite der Marienkirche in Reutlingen
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

INHALT

Dudelsack	
Von Ernst Baur	49
Bildnis einer kleinen Stadt	
Gedicht von Helmut Paulus	50
Die Reutlinger Landschaft	
Von Otto Eisenstuck	51
Natur und Naturschutz in der Reutlinger Landschaft	
Von Hans Schwenkel	56
Die Schwäbische Alb im Bilde	
Von Max Schebold	59
Schafhaus und Schäferhaus	
Von Werner Lipp	62
Die Reutlinger Marienkirche als Stadtkirche	
Von Werner Groß	64
Die Reutlinger Schuhmacherzunft	
Von F. H. Schmidt-Ebbhausen	74
Probleme der Reutlinger Stadtgeschichte	
Von Johann Jakob Sommer	76
Die Nebelhöhle in der Literatur	
Von Hans Widmann	79
Reutlinger Artikel im Wandel der Generationen	
Von Fritz Abel	81
Der „Hasenrat“ in den schwäbischen Reichsstädten	
Von Eberhard Naujoks	84
Quecksilber in Sage und Brauch eines Albdorfes	
Von Jonas Köpf	87
Wegweiser durch die heimatl. Volkskunde	88
Außenreklame in der Landschaft und im Ortsbild	90
Die süddeutschen Kopfbestattungen	
Von Hans Schwenkel	91
Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes	92

DUDELSACK

von ERNST BAUR

Es war unlängst bei einem Symphoniekonzert, daß ein paar Takte der Oboe, die über brummenden Bässen den langsamen Satz einleitete, mir in klarer Deutlichkeit plötzlich ein Stück Heimat wachriefen: das behäbig hingesetzte Gasthaus uns schräg gegenüber mit dem geräumigen, von Ställen und Brauereigebäuden umgrenzten Hof zur Rechten; an seiner linken Seite aber führt unter schattenden Bäumen die staubige Poststraße von den Albdörfern heran, nachdem sie einige hundert Meter zurück aus dem tiefen Einschnitt durch die bewaldeten Randberge des Tales Kühlung gesogen hat. Indes ich noch verwundert der merkwürdigen Verbindung zwischen Ton und Gesicht nachsann, das allmählich wieder verblich, klangen die Takte zum zweitenmal auf; sogleich erhelle sich das innere Bild von neuem und wurde farbiger als zuvor: sommerlicher Spätnachmittag, der Himmel voller schimmernder Wölkchen; hochbeladen rollt ein Heuwagen heim, von einem Gespann scheckiger Ochsen gezogen; die Wirtin drüben hängt in den Erker des ersten Stockes blühweise Gardinen, die sich lustig nach außen blähen, und im Hof umschreiten zwei Küfer ein mächtiges Lagerfaß, im Takt die schwarzen Reifen niederklöpfend.

Nun hob die Erinnerung auch den letzten Schleier und stellte mich selber hinein in diese betriebsame Stunde, die, schon den nahen Feierabend verschmekkend, noch einmal alle Kräfte regte. Ich war von meinen Mathematikaufgaben weg auf unsren kleinen Altan getreten, um etwas zu verschnaufen, als irgendwoher fremd und schwermütig eine Melodie von solcher Eindringlichkeit erscholl, als müsse die ganze Welt den Atem anhalten. Der Bauer drunten nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel und wandte hilflos den Kopf hin und her; der Fleißigen im Fensterrahmen auf der andern Seite erstarrte einen Augenblick die Bewegung ihrer hochgereckten Glieder, daß sie aussah wie eine barocke Heiligenfigur.

Da schritt gravitätisch um die Ecke des Wirtshauses ein bäriger Mann, einen schwarzweißen Schafpelz um die Schultern geworfen; mit vollen Backen schien er einen dunklen Sack aufzublasen, den die gewinkelten Arme vor dem Leib umspannten, während seine gespreizten Hände über die Grifflöcher der Schalmei fingerten, die an der Vorderseite des Sackes herabhing. Kurz dahinter folgte ein Weib, in farblos hängenden Lumpen, barfuß und den Kopf tief gesenkt. Sie leitete am Halfterstrick ein Kamel, zwischen dessen Höckern ein graues Bündel hing.

Es dauerte keine Vaterunserlänge, so kam alt und jung aus den Türen, und als ich hastig die Straße gewonnen hatte, war schon um die beiden ein staunder Kreis gebildet. Deutlich erkannte man nun den ledernen Windschlauch des seltsamen Instruments, der sich unter dem Pressen der Ellbogen hob und senkte, nahm auch noch zwei weitere Röhren von ungleicher Länge wahr, die bis über die rechte Schulter des Spielers ragten und deren doppelstimmiges Summen die Melodie unterfing. Wohl klangen aus der Nähe die Töne nicht mehr so rund und weich, sondern näseld und in höheren Lagen quiekend, dafür fesselte aber das Aussehen des Fremden um so stärker: angefangen von den gelb bordierten Stulpenstiefeln, über die himbeerrote, mit Glasknöpfen verzierte Weste hinauf zu den goldenen Ringen an den Ohrläppchen, dem blauschwarzen Schopf, der in die niedere Stirn hing, und dem düster funkeln den Blick über den vor Anstrengung geröteten Wangenwülsten. Denn das Spiel war jäh aus dem langgezogenen Klagelied in eine leidenschaftliche Tanzweise übergegangen, welche die Skala der Töne immer wieder sprunghaft durchmaß. Er kehrte sich dem Kamel zu, davon die Begleiterin auf seinen herrischen Wink zurücktrat, und es war schier grausig zu sehen, wie das schwerfällige Tier alsbald den ungeschlachten Körper von einem Fuß auf den andern wiegte und

im Takt den langen Hals hin- und herschlug, daß der Leitriemen schwachte. Das Weib indes hob die geblümte Schürze auf und machte mit demütiger Gebärde langsam die Runde. Es war im Gegensatz zu dem kraftvollen Manne sehr blaß und mager, doch bei aller Verwahrlosung der Kleider und des unordentlich im Nacken geknüllten lichtbraunen Haars von einer rührenden Anmut, daß mir das Knabenerz vor scheuem Mitgefühl brannte. Schnell kramte ich den einzigen Zehner Taschengeld heraus, um wenigstens nicht wie mancher andere bei ihrem Näherkommen aus dem Kreis schleichen zu müssen. Da – kaum noch zwei Schritte entfernt, hielt sie an, spannte das kleine runde Kinn vor, und ihre Augen wurden ganz weit und dunkel wie in furchtbarem Erschrecken. Sachte entglitten die Schürzenzipfel den zitternden Händen, daß das Geld nach allen Seiten rollte, sie knickte über die linke Hüfte ein und sank zu Boden.

Mit einem Aufschrei wichen die Zuschauer untätig zurück. Nur einer neben dem Fremden rief: „He, Mann, he!“ und zeigte in die Richtung der Leblosen. Auf den Hacken wippend drehte der sich um und nahm nun erst das Blasrörchen von den Lippen; wie ein qualvolles Stöhnen vergellte der letzte Ton. Der Spieler ging, ohne sein Instrument freizugeben, zu der Zusammenbrochenen und riß ihr Handgelenk mit rauhem Griff hoch. „Sofort aufstehen!“ es hörte

sich an wie tückisches Knurren. Die weißen Zähne bleckten ihm durch den fransigen Schnurrbart, während sein Auge nach den verstreuten Münzen schielte. Gehorsam versuchte das Weib sich zu erheben, kam aber bloß bis auf die Knie, und schon fiel der Kopf wieder zur Seite gleich einer unterm Kelch angeschlagenen Knospe. Empörtes Gemurmel wurde laut; als bald schlug seine Stimme feig ins Weinerliche um: „Armes Weib! Serr viel Hunger! Großerr Hunger! Nix zu essen!“ Doch die eigene wohlgenährte Gestalt strafte das Gewinsel Lügen.

Jetzt drängte sich unsere stets hilfsbereite Nachbarin vor: über dem Stall sei noch eine freie Kammer. Dort könnten sie die Nacht verbringen; man werde der Kranken schnell eine kräftige Suppe kochen. „Gutt! Serr gutt!“, gab er mit unterwürfigem Blinzeln zurück, schob den schlaffen Dudelsack auf den Rücken und raffte erst behende die umherliegenden Kupferstücke zusammen. Dann hob er die Ohnmächtige auf die Arme und trug sie der vorausschreitenden Wirtin nach in den Hof. Das Kamel folgte wie ein Hündlein.

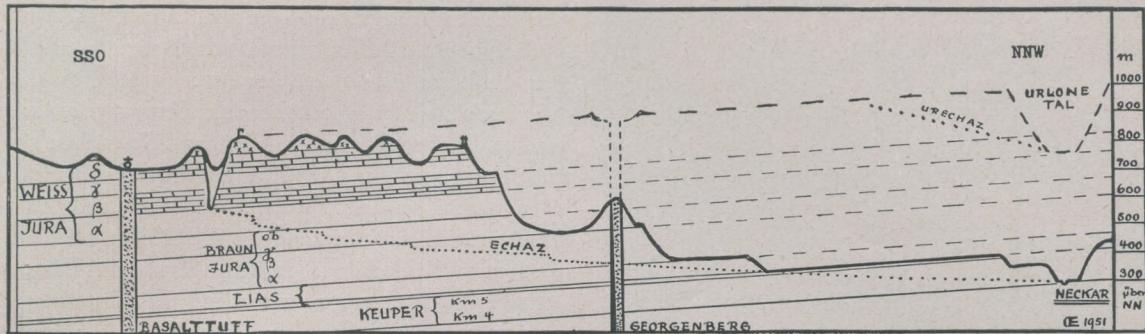
Allmählich leerte sich die Straße; die Leute kehrten zu ihrer Beschäftigung heim. Nur ich lehnte noch eine lange Weile am Torpfosten und äugte zum Stalle hinüber. Zum erstenmal hatte mich eine Ahnung von der Rätselhaftigkeit und bitteren Süße des Lebens durchschauert.

Bildnis einer kleinen Stadt

Was mag wohl friedlicher als dieses sein?
Ein altes Städtchen voller Sonnenschein,
Enge Gassen, schmale Giebel und
Quellklar rauschend Wasser in das Rund
Eines Brunnens. – Blumen wie ein Strauß
Blühend an den Fenstern, Haus an Haus,
Leuchtend in der Sonne mildem Strahl.
An den Hängen überm schmalen Tal
Reifend in des Himmels mildem Schein:
Quitten, Äpfel und der edle Wein.

Aus dem Born, der ewig raunt und singt
Längst vergangnes Zauberwort erklingt,
Längst vergangner Tage Glanz und Kron,
Wie ein Traum, wie ein verklungner Ton
In den Gassen, die wie schlafend ruhn
Nach dem Tag voll Lärm und Klang und Tun . . .
Doch ein lautes Wort zerstört den Schein,
Den opalnen Glanz. Und es mag sein,
Daß, was sich der Gegenwart entringt
Jäh zerspringt.

Helmut Paulus



Schnitt entlang dem Echaztal. Heutige und jungtertiäre Landschaft

Die Reutlinger Landschaft

Von Otto Eisenstud

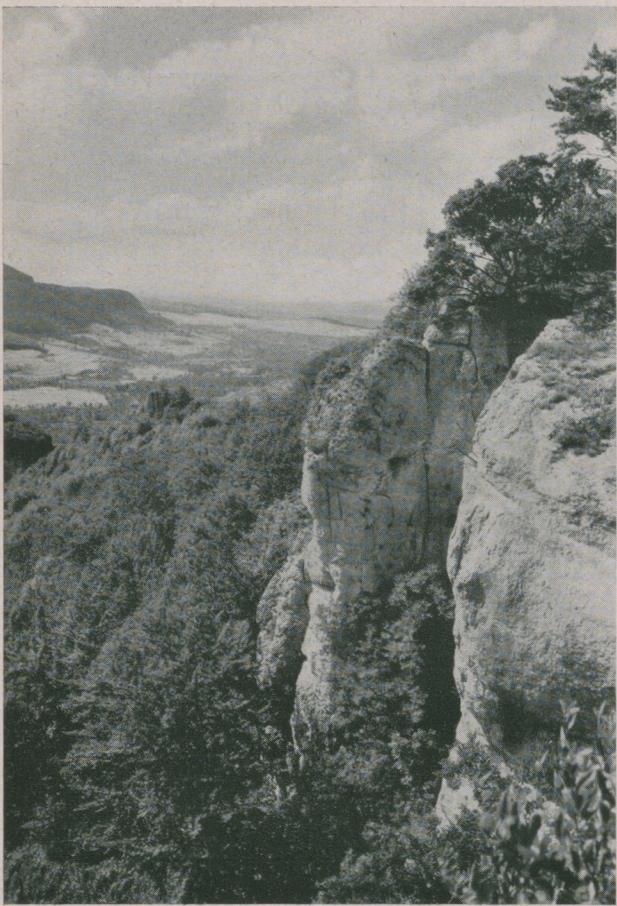
Geologie kann immer nur das Kleine sehen und soll das Große denken.

Hans Cloos

Diese Einsicht des großen Geologen und Verfassers von „Gespräch mit der Erde“ gilt auch, wenn man versucht, die Entstehungsgeschichte der Reutlinger Landschaft aufzuzeigen. Wie bei jeder Landschaft am Albtrauf, so macht es auch ihren besonderen Reiz aus, daß auf verhältnismäßig kleinem Raum die größten landschaftlichen Gegensätze beieinander liegen; und doch geben diese in *Vorland*, *Trauf* und *Hochalb* einen „Dreiklang“ von soldem Wohlklang, daß man ihn täglich neu zu erleben nicht müde wird.

Noch in einem jüngeren Abschnitt der Erdneuzeit – Obermiocän – reichte die Alb ein gutes Stück weiter nach Nordwesten, ihr Rand lag damals ungefähr in der Linie Degerloch-Herrenberg. Das beweisen Fundstücke aus „Wohlgeschichteten Kalken“ im Vulkan-tuffschlot von Scharnhausen südöstlich Stuttgart, also einer Gesteinsschicht, welche zum Beispiel den Gipfel der Achalm mit aufbaut. Der viel größere Schlot des Georgenberges aber birgt Reste seiner alten Schlotwände, welche – einst in den Schlot abgesunken – heute als große Blöcke an seinen oberen Flanken herauswittern und aus Massenkalk bestehen wie der Felsenkranz des oberen Echaztales. Dieser Massenkalk stand, nach den Schichtmächtigkeiten unseres Albbereiches beurteilt, etwa dreihundert Meter über dem heutigen Gipfel des Georgenberges an, bildete die Alboberfläche, als der Tuffschlot entstand. Über dem heutigen Neckartal bei Kirchentellinsfurt aber befand sich ein Urtal, welches in einer heute nicht

mehr vorhandenen Landschaft nach Osten durch die Urlone zur Donau entwässerte. Von diesem Urtal aus reichte eine ganz kurze Ur-Echaz zu einer Wasserscheide hinauf, die etwa über Betzingen liegend zu denken ist. Von der Linie dieser in großen Zügen rekonstruierbaren Wasserscheide aus ging die Hauptentwässerung nach Südosten als weit verzweigtes Flusßnetz der Ur-Lauter zur Donau hin. Ihr Haupttal war das der Gähinger Lauter, welches heute unvermittelt am oberen Lindenhof und mit einem Nebental an der oberen St. Johanner Steige endet. Der andere große Ast kam von Südwesten, sein alter Talboden bricht heute zum Ramstel hinter „Ruoffs Eck“ ab, ebenso wie ein nördliches Seitental bei Holzelfingen. Dieses ganze urale Talnetz der Lauter reichte also hoch über die heutigen Vorberge der Alb und über Reutlingen hinweg. Seine Bäche führten alle noch Wasser und schnitten aus den harten Kalken des mittleren und oberen Weißen Jura in immer feinerer Verästelung die Landschaft heraus, welche uns heute erst hinter dem Albtrauf und hinter den steilen Talwänden des oberen Echaztales als *Kuppenlandschaft* entgegentritt. Wohlgerundete Kuppen jeglicher Form, auf denen selten der harte Fels offen zutage tritt, überragen mit etwa hundert Meter flachsöhlig und behäbig breite Täler, die heute vollkommen trocken liegen und in ihrer scheinbaren Regellosigkeit dem oberflächlichen Beobachter verbergen, daß sie einst zur Lauter und damit zur Donau entwässerten. Dieser älteste Teil der Reutlinger Landschaft hat seinen besonderen Reiz darin, daß fast alle Kuppen waldbestanden sind oder wie der Greuthau noch die ur-



Der große Greifenstein mit Blick über das Echaztal
zur Wanne

Aufnahme: Näher

sprüngliche Albweide mit freistehenden Buchen und Wacholder aufweisen, während die Talniederungen und ebenen Flächen rings um die Kuppen dank ihrer Verlehmung die Feldfluren der Albsiedlungen tragen. Es ist darum nicht richtig, von dieser Landschaft als von der „Albhochfläche“ zu sprechen. Warum aber ging dieser uralten, sich heute in ihren Formen kaum mehr verändernden Kuppenlandschaft das belebende Wasser verloren?

Die Auswirkungen der großen Krustenbewegungen in Süddeutschland, vor allem der Rheingraben-Einbruch im Zusammenhang mit der Heraushebung und Schieflistung der Kruste zwischen Oberrhein und Alpen gegen diese hin begünstigten den Neckar so sehr, daß er gegenüber der Donau die Oberhand bekam. Er zapfte den oben erwähnten Urfluß bei Plochingen an und zog seinen ganzen Oberlauf an sich. Die große damit verbundene Gefällsbeschleunigung befähigte mit anderen Nebenflüssen auch die Echaz, sich kräftig rückwärts in die Alb einzuschneiden. Während nämlich durch die langsame Heraushebung

die höheren Teile der Alb – die alte Kuppenlandschaft – nach und nach oberflächlich wasserlos zu werden, das heißt zu verkarsten beginnen, arbeiteten die Neckaruflüsse demgegenüber sehr bevorzugt in den undurchlässigen Tonen des Braunjura. So trieben sie mit ihren Zubringern den Albtrauf immer weiter zurück, wobei sie selbst weit in die alte Landschaft hineingriffen; es entstanden große Blöcke wie die St. Johanner „Halbinsel“ zwischen Erms- und Echaztal oder die heute schon weitgehend aufgelöste Berggruppe vom Lippentaler Hochberg bis zum Stöffelberg zwischen Echaz- und Wiesatal. Diese wurden ihrerseits durch die ausräumende von allen Seiten angreifende Kraft der kleinen Bäche weiter aufgelöst, sobald einmal die Mergel des unteren Weißjura und die Tone des Braunjura angeschnitten waren. An der Nordweststirn der Alb aber entstand eine Formenwelt ganz nach dem Verhalten der sie aufbauenden Gesteine hinsichtlich ihrer Widerständigkeit: Tone und Mergel wurden leichter weggeräumt als die härteren Kalke. Da sie mit jenen in fast regelmäßiger Folge wechselt, entstand der reizvolle Rhythmus einer Stufenlandschaft; die weichere Schicht bildet die Böschung der Stufe, die aus härterem Gestein bestehend die untere vor völliger Beseitigung eine Zeitlang schützt und darum selbst in einem breiten Streifen freigelegt ist, der an der Stufenkante steil abbricht. Diese Stufung wiederholt sich – abgesehen von den Kleinstufen des Vorlandes im Schwarzwald – in der Reutlinger Landschaft dreimal.

Über dem Vorland erhebt sich, die Vorberge der Alb bildend, zunächst die Braunjurastufe im Hohen Schild, Scheibengipfel, Reutlinger Stadtwald bis zum Horn östlich Gomaringen, wobei die schweren Tone ihres Sockels vorwiegend einen Waldgürtel, in Sonnenlagen Obst- und Weingärten tragen. Hinter der Braunjurakante neigt sich die rostbraun verwitterte Stufenfläche der harten Blaukalke („Eninger Pflasterstein“) in der „Ebene“ nördlich Eningen, im „Röt“ – „Pfingstweide“ – „Notstall“ westlich Pfullingen – alle als Feldfluren nutzbar – gegen den Fuß der Alb. Die oberen Braunjuratone zusammen mit den mächtigen Mergeln des unteren Weißjura leiten in zunächst leichtem, dann mit Einsetzen der Wohlgeschichteten Kalke steilerem Anstieg zur vorderen Weißjura-Stufenkante hinauf, in einem so typischen Hangbild, daß es als das „Leitmotiv“ des Albtraufs bezeichnet werden darf. Sobald die Versteilung eine Nutzung als Äcker und Wiesen nicht mehr erlaubt, setzt am Steilhang prächtiger, bodenständiger Buchenwald an, aus dem oben unter und an der Stufenkante die weißen Rutschen weit hinausleuchten. In gleichmäßig gerader Linie



Verkleinerung der topographischen Karte 1 : 25 000 mit Schummerung, Blatt 7521 Reutlingen
Mit Genehmigung der Hauptvermessungsabteilung Reutlingen

zieht die Stufenfläche nach innen, wenn sie – von einem Tal angeschnitten – seitlich eingesehen werden kann. Diese große das „Gesicht“ des Albtraufs bestimmende Stufenkante kann über alle Unterbrechungen hinweg vom Gutenberg über den Geißberg-Bürzlenberg-Ursulaberg-Wanne-Pfullinger Wiesen zum Stöffelberg verfolgt werden; sie überragt in rund siebenhundert Meter Höhe die Braunjurastufe um etwa einhundertachtzig Meter. Über ihr alteinwärts abgesetzt wiederholt sich, in den Ausmaßen wohl etwas geringer, aber in der Form völlig gleich, der Stufenbau mit den Mergeln des mittleren Weißjura und den Quaderkalken; nur ist deren Felsenkranz an der Stufenkante überwiegend schon nicht mehr aus gebankten, sondern aus Massenkalken aufgebaut, die nicht aus Ablagerungen, sondern aus einstigen

Schwammlöchern des Jurameeres hervorgegangen sind. Diese zweite und obere Weißjurastufe des Albtraufs grüßt daher mit klotzigen, oft zerklüfteten Felsen weit ins Vorland, so im Hännersteigfels-Drackenberg-Mädlesfels-Ursulahochberg-Lippentaler Hochberg-Schönberg-Wackerstein-Gielsberg oder schon etwas alteinwärts im Eckfelsen und Großen Greifenstein. Sie überragt die vordere Weißjurastufe um nochmals 100 bis 130 Meter, so daß der gesamte Albtrauf sich 400 bis 450 Meter über das Vorland erhebt und die Reutlinger Landschaft entscheidend bestimmt. Längst aber ist der Albrand keine geschlossene Stirn mehr. Von allen dem Albrand entlang angreifenden Flüssen hat die Echaz mit ihren Zubringern am stärksten den Trauf in einem flachen Bogen tief zerlappt; denn sie hat den kürzesten Weg zum Neckar und sie



Blick von der Stuhlsteige gegen Georgenberg und Achalm; rechts der Wackerstein

Aufnahme: Hans Schwenkel

konnte in den um Reutlingen besonders mächtigen Braunjuratonen das am stärksten gefiederte Entwässerungsnetz anlegen, das mit Breitenbach, Sulzbach, Eierbach und Reißebach linksseitig und mit dem stark gefiederten Arbachsysteem sowie Stahleckerbach rechtsseitig von vorne, von der Seite, ja umgreifend schließlich von rückwärts in die Alb eingriff. So hängen heute die Ursulaberggruppe und die Schönberggruppe (mit Lippentaler Hochberg und Wackerstein) nur noch in eingetieften, ganz schmalen Sätteln mit dem Albkörper zusammen. Und vor dem Albrand sind als Zeugenberge Georgenberg, Rangenberge und Achalm ganz abgetrennt; erstere zwei sind erhalten, weil sie durch die harten Jurakalk- „Plomben“ in ihren Vulkantuffschloten in den sie umgebenden Braunjuratonen Härtlinge bilden (der kleine Gaisbühl-schlot ist fast völlig eingeebnet). Die Achalm steht noch in Höhe der vorderen Weißjurastufe (705 Meter), weil sie, in einem kleinen Grabenbruch versenkt, dadurch etwas länger und durch Schwammriffkalk am Nordgipfel etwas besser geschützt war als ihre Umgebung. Der vierte Auslieger vor dem Reutlinger Albrand, das Käpfle (Alte Burg) ist nichts anderes als ein noch nicht völlig weggeräumter Bergsturzrest aus der Zeit, als dort der Albtrauf lag.

Mit den nach Südosten fallenden Schichten der Wohlgebankten Kalke fällt der Stufenrand im Echaztal und steigt langsam den Hang herunter. Rund um Unterhausen gliedert er die Hänge deutlich; über dem unteren bewaldeten Steilhang biegt hinter der Stufenkante der gerodete mittlere Hang flach ab, trägt Äcker und versteilt sich dann erst im oberen Wald zur Talkante hinauf (Fluren Härtle-Stielberg und Imenberg-Gummerschwang). Dann aber werden talauf die

Hänge so steil, daß sie unregelmäßig zur Talkante aufstreben. Diese ist alles andere als geradlinig, denn die Echaz hatte ja ohne Rücksicht die alte Kuppenlandschaft zersägt. So liegen viele Kuppen aus den sehr harten Schwammriffkalken aufgeschnitten oben an der Talkante, wodurch diese im Gießstein-Breitenstein-Linsenbühl-Lichtenstein ein so bewegtes Relief erhielt. Auf der rechten Talseite ist es nicht anders, nur liegt die Kante etwas tiefer, da einst – vom Hochgebiet zwischen Gieß- und Lichtenstein ausgehend – die Entwässerung um den Traifelberg herum schon etwas mehr ausgeräumt und erniedrigt hatte; letzterer trägt im Locherstein eine Kuppe aus löcherigem zucker-körnigem Kalk. Unten im Honauer Talgrund aber tauchen die klüftigen Wohlgeschichteten Kalke über den undurchlässigen unteren Weißjuramergeln unter die Talsohle und entlassen aus den Hohlräumen des Albinnern das Wasser der Echaz. Denn seit ihrer Heraushebung versickert alles Oberflächenwasser, löst an Kluftwänden Kalk auf, schafft sich Gerinne (Nebel- und Bärenhöhle sind trockengefallene Restrinnen) und Höhlungen, in denen es sich als Karstwasser sammelt. So tritt als größte Karstquelle des Tales die Echaz heute am Fuß des trockengelegten Tobels aus, talab gesellen sich ihr weitere zu. Oberirdisch hat so die mechanische Abtragung in der Kuppenlandschaft längst stark nachgelassen, die chemische der Kalkauflösung dagegen zugenommen. Als letzter Rückstand hinterbleibt der in den Kalksteinen enthaltene wenige Ton in Form eines gelbbraunen (weil brauneisenhaltigen) Lehmes.

Die mit aufgelöstem Kalk beladene Echaz setzte diesen von der Quelle ab seit dem Ende der Eiszeit an allen Punkten ungestopft Gefälles als Kalktuff wieder ab und



Holzelfingen mit Blick auf Ursula-Hochberg und Ursulaberg

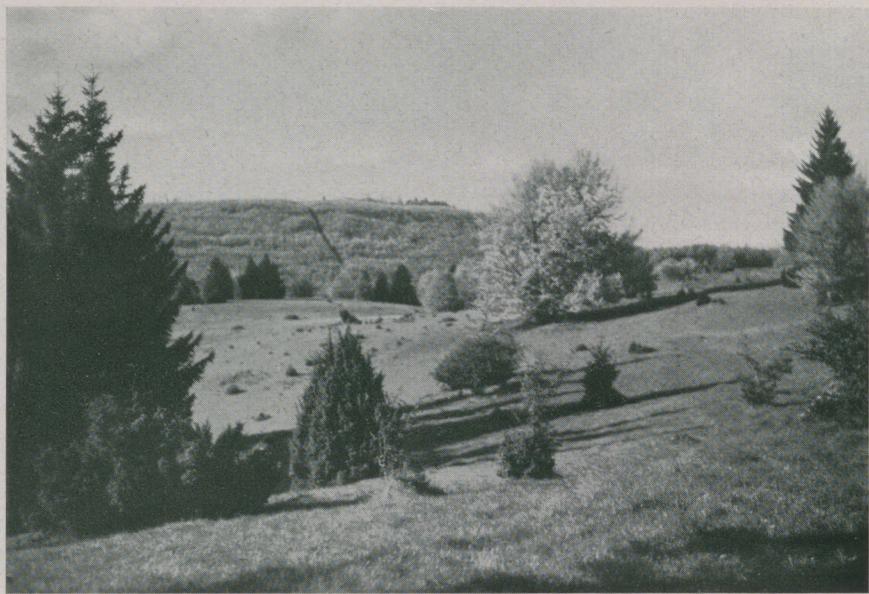
Aufnahme: Strähle-Schorndorf

baute mit ihm das ganze Tal hinunter eine Terrasse um die andere vor. Dadurch verlor die Talsohle ihr gleichmäßig abnehmendes Gefäß zugunsten fast ebener Terrassen, welche – das Tal breit ausfüllend – die denkbar günstigsten Standorte für die Besiedlung des Tales boten; die alten Siedlungskerne von Honau, Unterhausen und Pfullingen zeigen dies deutlich. Außerdem sind die an diesen Kalktuff-Terrassen entstandenen Gefällstufen der Echaz wegen der günstigen Wasserkraftnutzung die Standorte für die Gewerbeansiedlung des Tales geworden.

Ohne daß damit die Vielfalt der Reutlinger Landschaft voll gewürdigt wäre, kann von zwei beispielhaften Blickpunkten aus eine Überschau über sie versucht werden. Der eine könnte „irgendwo“ am Albtrauf liegen, es sei der östliche Gielsberg gewählt. Der ganze Formenschatz des Albtraufs erschließt sich: die obere Stufenkante in Wackerstein und Schönberg, die untere im Schrägblick auf Wanne, Ursulaberg bis hinüber zum Gutenberg. Die Braunjurastufe neigt sich zum Beschauer, weit ausgeräumt, wo Echaz und Arbach zusammenkommen; doch noch einmal schließt sich das Tal zwischen den Zeugbergen Achalm und Georgenberg im Durchgang durch die Braunjurastufe, unter der die „Filder“- oder Schwarzjurastufenfläche bis an den nördlichen Horizont ausstreckt, begrenzt von dem an der Fildergrabenverwerfung herausragenden Schurwaldrücken. Die Weite des Neckarlandes strömt auf die dreifach gestufte Stirn der Alb zu,

bricht sich an ihr und verebbt still im Rund der Talskessel zu ihren Füßen. Wie anders ein Blick vom Alten Lichtenstein: alteinwärts stehen die runden behäbigen Bühle über den uralten flachen, lehmerfüllten Tälern, die kaum Richtung und Gefälle zu haben scheinen. Über ihnen wogenden Dinkel- und Weizenfeldern liegt die Stille einer in sich ruhenden bäuerlichen Welt. Diese Landschaft der Hochalb ist messerscharf abgegrenzt am steilen Talschlüß über dem Echaztobel, mit dem der Urlauter ein Stück ihres alten Talbodens vernichtet wurde. Bis hierher hat die Echaz weit und tief in die alte „danubische“ Landschaft eingegriffen und darum der jähle Wechsel im Blick talaus und zur Tiefe, zu den jungen Formen der zum Rhein hin gewandten und von ihm her bestimmten und darum „rheinischen“ Landschaft: Felskanten, Steilhänge und sprudelndes Wasser im Tal; Siedlung reiht sich an Siedlung, denen das Gewerbe und nicht mehr der Boden allein die Nahrung verschafft.

Die Stadt aber an der Pforte zwischen Neckarland und Alb hat ihren naturgegebenen Platz auf den hochwasserfreien Schotterflächen des Echaztales zu Füßen der sie einst beherrschenden Burg. Halb gehört sie der Alb, halb dem Neckarland an und ist so Mittlerin und Mittelpunkt zugleich. Ihr Leben befruchtet das der Landschaft außerhalb und innerhalb der Pforte. Ihren Bewohnern aber schenkt die Reutlinger Landschaft in ihrer vielgestaltigen Schönheit das Kostbarste, die Heimat!



Naturschutzgebiet Greuthau beim Lichtenstein

Aufnahme: Hans Schwenkel

Natur und Naturschutz in der Reutlinger Landschaft

Von Hans Schwenkel

Die Reutlinger Alblandschaft ist so mannigfaltig, daß sie immer noch reich ist an seltenen Pflanzen und Tieren oder besonderen Lebensgemeinschaften. Wenn man aber auf die letzten fünfzig Jahre zurückblickt, so steht man erschüttert vor den Verlusten, welche die Natur in einer so kurzen Zeit erlitten hat. Schuld daran ist die gesteigerte Ausnützung des Bodens, die „Fortschritte“ der Wissenschaft und Technik und ihre Anwendung auf die Landeskultur, die Steigerung der Erzeugung von Lebensmitteln aus Raumnot unter Aufwendung großer öffentlicher Mittel, der Einsatz eines umfangreichen Staatsapparates, die oft einseitige Aufklärung der Bauernjugend in den Fachschulen, um die Bodenverbesserung, unter Umständen die Entwässerung, die künstliche Düngung, die Urbarmachung und Rodung wirtschaftlich zu begründen und voranzutreiben. Hinzu kommt die Bevölkerungsvermehrung und der Massenverkehr von oft auch schlecht erzogenen Menschen, denen die Ehrfurcht vor der Natur fehlt und die zur Pflanzen- und Tierwelt kein Verhältnis mehr haben, als vielleicht den Wunsch, möglichst viel Blumen oder Schmuckkreisig nach Hause zu schleppen.

Welches sind nun die eingetretenen Verluste oder ihre Ursachen im einzelnen?

Zwischen 1900 und 1910 gab es am Fuß der Schwäbischen Alb, wo die unteren Mergel und Tone des Weißen Jura (Impressatone) vom Steilabfall über den oberen Braunjura in die Terrassen des mittleren Braunjura überleiten, fast überall noch Schafweiden oder Magerwiesen mit einer reichen Flora. So traf man dort viele Orchideen, noch den gelben Enzian und auf nassen Stellen bei Glems sogar den Aufgeblasenen Enzian (*Gentiana utriculosa*). Diese Halbkulturlandschaften sind heute fast ganz verschwunden, die Weiden und Magerwiesen in Fettwiesen oder gar in Acker umgewandelt, die quelligen Stellen entwässert. Von letzteren sind bei Pfullingen auf der Nordwest- und Nordseite noch Reste erhalten, die bei der jetzigen Sachlage floristisch besonders wertvoll sind. Am Nordrand der Wanne, wo früher das Kammknabenkraut (*Anacamptis*) sehr häufig war, ist die Fettwiese eingezogen.

Steigen wir höher an der Alb empor, so sind die Verluste noch schmerzlicher, weil hier zum Teil gedankenlos die köstlichsten Schätze der Flora geopfert worden sind, ohne daß wirtschaftlich etwas gewonnen wurde. Dies gilt vor allem für die Aufforstungen mit Fichten und Kiefern in halber Höhe bei Unterhausen am Lippentaler Hochberg. Dort sind zwischen den



Zwei Buchen im Naturschutzgebiet Greuthau

Aufnahme: Hans Schwenkel

kümmerlichen Forstpflanzen, die nicht vom Fleck gehen, nur noch Reste der einstigen Orchideenflora vorhanden, die bald eingehen. Sicher hätte eine nicht zu intensive Beweidung mehr eingebracht. In der Pfullinger Alb ist bekanntlich der Aufbau des Weißen Jura modellartig zu Gesicht gebracht. Der untere Weißjura (α -Mergel und β -Kalke nach Quenstedt) bildet entweder vorgeschoene Tafelberge wie zum Beispiel den Ursulaberg östlich Pfullingen, den Gielsberg östlich Gönningen, oder wenigstens ausgesprochene Stufen wie die Wanne (Nordseite des Schömbbergs) oder um den Lippentaler- und Ursula-Hochberg. Sie geben der Pfullinger Alb ihren Reiz und ihr besonderes Gesicht. Noch vor vierzig Jahren wurden diese Hochflächen als Magerwiesen bewirtschaftet, nicht gedüngt und nur einmal spät im Sommer gemäht. Im Jahr 1904 sah ich zum Beispiel auf dem Gielsberg hunderte der Brandorchis (*Orchis ustulatus*), Helmorchis (*O. militaris*) und andere, auch die Händelwurz (*Gymnadenia*). Als Student lagerte ich mich mit einigen Kameraden 1910 auf dem Trockenrasen der Wanne. Wir konnten von unserem Platz aus rund dreißig Stück der Hummelblume (*Ophrys fuciflora*) zählen, bekanntlich eine der schönsten Pflanzen unseres Landes überhaupt. Ähnlich war es auf den Hochwiesen südlich des Ursulahochbergs. Heute sind diese Magerwiesen entweder in gedüngte Fettwiesen umgewandelt oder von Schafen und Ziegen beweidet oder als Festwiesen (Wanne) zertreten und verrammelt. Von der einstigen so herrlichen Flora ist fast

nichts mehr vorhanden. Die erwähnten Orchideen vertragen die Düngung nicht, sie kümtern und gehen ein. Die Bewirtschaftung als Magerwiese schadet ihnen nicht, weil sie vor der Mahd fruchten, sie nützt ihnen, weil sie den Wald fernhält, auch sonst auslesend wirkt und damit ein günstiges sonniges Klima und einen stickstoffarmen Naturboden schafft, also Lebensverhältnisse, welche den Orchideen und den Trockenrasengesellschaften sehr zusagen. Daß eine bestimmte Insektenwelt – überhaupt Tierwelt – an sie geknüpft ist, versteht sich. Man wird nun freilich einwenden, daß der Mensch und seine Ernährung vorgehe. Nach diesem Grundsatz hat man gehandelt. Aber die Heimat ist ärmer geworden. Viel hat der „Fortschritt“ nicht eingebracht.

Ein besonders schwerer Verlust ist auf der Eninger Weide zu verzeichnen. Wer sie wie ich noch gekannt hat, als ihre großen Weidebuchen noch frei standen und über die Weidebuckel Schafherden zogen, wird mir recht geben. 1901 habe ich sie erstmals gesehen. Es ist tragisch, daß ein solches Kleinod in der besten Absicht geopfert worden ist. Die Mittel – wohl verlorene Zuschüsse – gab dazu Dr. h. c. Robert Bosch, der ein großer Freund und Förderer der Landwirtschaft war. Er schrieb einmal den Naturschützern gleichsam ins Stammbuch: „Was ist schöner, ein wogendes Ährenfeld oder eine Schafweide?“ Die Eninger Weide wurde in den Mulden zwischen den steinigen Buckeln unter den Pflug genommen und sonst großenteils mit Fichten aufgeforstet. Damals waren

es polnische Arbeiter, die den neuen großen Hof umtrieben. Doch es war kein Segen darauf. Die Gemeinde Eningen wäre wohl heute nicht mehr bereit, die Weide zu verkaufen. Was die Fichtenkulturen, in denen die alten Buchen ertrinken, einst einbringen werden, ist zweifelhaft.

In weiser Voraussicht hat der Bund für Vogelschutz für die Hochwiese auf dem *Ursulabochberg* eine höhere Abfindungssumme bezahlt, damit sie nicht mehr gedüngt werde. Dort sollten sterbende Pflanzen der Magerwiesen angesiedelt werden. Einiges ist geschehen und gelungen, aber viel zu wenig. Wohlmeinende Naturschwärmer glaubten, man könnte dort auch Schneeglöckchen und anderes anpflanzen(!). Das Gebiet ist Naturschutzgebiet für die Flora der Magerwiesen. Nur die Beauftragten der Naturschutzbörde dürfen dort pflanzen, und zwar im Sinne der ursprünglichen Absicht. Die geschützte Bergwiese ist nur neun Hektar groß und rings von Wald umgeben, so daß es ihr zum Teil an Besonnung fehlt. Doch sind mannigfaltige Lebensbedingungen vorhanden, um hier eine Zuflucht für sterbende Arten der Gegend zu schaffen.

Nachdem nun von so vielen Verlusten und Abschreibungen die Rede war, muß um so dankbarer anerkannt werden, daß die Gemeinde Honau südwestlich der Haltestelle Lichtenstein den „Greuthau“ als Schafweide mit ihren Gehölzen, Baumriesen und Wacholdern erhält und der Eintragung als Naturschutzgebiet 1938 zugestimmt hat. Das Gebiet ist 192 Hektar groß. Auch hier handelt es sich nicht um ein Stück Urnatur, wenn auch der felsige Nordrand gegen den Tobel der Echaz uralte Züge trägt. Vielmehr ist der Greuthau, wie schon der Name sagt, gerodeter Wald, und zwar Buchenwald, der in eine Weide – ursprünglich Vieh-, später Schafweide – umgewandelt worden ist. Die Viehtränke der sogenannten „Stelle“ ist noch erhalten. Greuthau bedeutet Wald – planmäßig wiederkehrend gehauen – im Gereut, also in einem gerodeten Gebiet. Nach O. Feucht dürfte der Name des Gemeindewaldes „Greuthäule“ auf das ganze Gebiet übergegangen sein. Die alte Straße von Genkingen nach Kleinengstingen führt mitten durch das Gebiet. Erhalten sind aus der Zeit der Viehweide die alten Riesen der Weidebuchen, die zum Teil durch natürlich angekommene Jungbuchen bedrängt werden. Stellenweise wäre in den sich schließenden Gehölzen eine Durchforstung am Platz. Der Reiz des Greuthau liegt in der Bewegtheit des Geländes und in der großen Mannigfaltigkeit der Bilder. Stattliche Einzelbäume wechseln mit Gehölzen und Buschgruppen, nackte

Flächen mit Wacholderbeständen ab. Geschlossene Rasenflächen und Bäume stehen in einem zwanglos wechselvollen Zusammenspiel. Eine seltsame Erscheinung ist das Eindringen der Fichte aus den angrenzenden Forsten in ein ursprüngliches Buchenwaldgebiet. Und zwar ist die Fichte, wie reichlicher Anflug zeigt, der Buche unter den gegebenen Verhältnissen überlegen. Sie wird von den Schafen weniger abgebissen und keimt auf dem Rasen offenbar leichter. Man möchte die bis zum Boden beasteten Fichten und Fichtengruppen im Landschaftsbild nicht missen, so wenig sie auch auf unsere Schwäbische Alb gehören. Die Entstehung der Weidebuchen läßt sich in allen Phasen verfolgen. Meist wachsen sie aus einer Dornhecke oder einem Wacholder heraus, weil sie so vor dem Verbiß geschützt sind. Sehr oft wachsen dann mehrere Stämme zu einem Stamm zusammen. Für Wanderer, Schneeschuhfahrer und für die Kurgäste im Albhotel Traifelberg ist das Gebiet von unschätzbarem Wert und sehr beliebt, ein wahres Paradies. Eine Besonderheit der Pfullinger Landschaft ist der *Georgenberg* nordwestlich von Pfullingen, ein runder Bergkegel, der aussieht, als ob er gedrechselt oder aus einer Düse vom Himmel herunter aufgeschüttet worden wäre. Es ist aber ein Propfenberg, dessen Härtling im Innern verfestigter vulkanischer Tuff ist, der den Vulkanschlott ausfüllt. Er ist durch die Kräfte der Abtragung und Verwitterung aus einem ursprünglichen Maar entstanden, das auf der Albhochfläche lag, als vor zehn Millionen Jahren die Alb noch viel weiter nach Norden reichte. Dieser Bergkegel trägt eine Heidekappe und sich selbst überlassene einstige Äckerlein mit einer schönen Flora und viel Wildgebüsch. Der Schwäb. Heimatbund, dem viele Grundstücke gehören, will hier mit der Zeit ein kleines Pflanzenschutzgebiet auf den mageren und heißen Böden schaffen. Der Krieg hat die gefaßten Pläne gestört und die Aufkäufe unterbrochen.

Die schöne wechselvolle Reutlinger Landschaft mit ihrem geologisch so klaren Aufbau und den großen einfachen Berggestalten der Alb hat, wie wir sahen, hinsichtlich ihrer Pflanzen- und auch ihrer Tierwelt seit fünfzig Jahren unendlich viel verloren. Um so wichtiger sind die bereits geschaffenen und noch geplanten Naturschutzgebiete, um so nötiger ist die Schonung der Flora auf den Felsen, den kleinen Sumpfflächen, den Magerwiesen, den Schafweiden, ja selbst auf Fettwiesen und in den Wäldern, die alle immer noch reich sind an schönen und seltenen Pflanzen, welche Auge und Herz erfreuen.



Franz Wöllhaf, Alb bei Steinheim

Die Schwäbische Alb im Bilde

Von Max Schefold

Es war ein glücklicher Gedanke des Schwäbischen Albvereins, eine Ausstellung ins Leben zu rufen, die die Aufgabe haben sollte, die offenen und verborgenen Schönheiten der Alb und ihrem Vorland durch das Auge des Künstlers aufzuzeigen, gelang es doch dadurch, daß weite Kreise, die vielleicht sonst weniger mit der schwäbischen Malerei der Gegenwart Verbindung hatten, sich angesprochen fühlten und zur Kunst herangeführt werden konnten. Die Besucherzahlen gaben dafür ein beredtes Zeugnis. Die Schau wurde als Wanderausstellung in einer ganzen Anzahl schwäbischer Städte gezeigt.

Ursprünglich war beabsichtigt gewesen, der Ausstellung eine historische Abteilung anzugliedern, jedoch mußte weniger der Schwierigkeiten wegen, das Bildmaterial aus öffentlichen Sammlungen zusammenzubringen als wegen des Mangels an Raum darauf verzichtet werden, um die geringe für die lebenden Künstler zur Verfügung stehende Hängefläche nicht

noch mehr einschränken zu müssen. Dabei wäre reizvoll gewesen, zu sehen, wie nach ursprünglich nur reinen Ortsansichten erst unter dem Einfluß der Romantik zu Anfang des 19. Jahrhunderts die künstlerische Erschließung der Alb einsetzt, wobei jedoch das Interesse nicht der Landschaft selbst, sondern stets den Behausungen der Menschen, d. h. den Burgruinen und Schlössern oder kleinen Städten und Klöstern galt; dabei ist vor allem an Männer wie August Seyffer zu denken, die sich ihre Motive in einer heute kaum mehr denkbaren Muße und Beschaulichkeit erwandert haben. Die Darstellung der unberührten Natur ohne architektonisches Sonderinteresse setzt dann erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Eine gewisse Beschränkung der Produktion ergibt sich dabei jedoch aus dem Umstande, daß damals eine Reihe von namhaften schwäbischen Landschaftern wie etwa Ebert und Grünewald, Mali und Schüz sich von der Heimat abwandten und nach



Hermann Umgelter, Traifelbergfelsen

München zogen, um dort oberbayrischen oder italienischen Motiven nachzugehen.

Wie bei der Vedute, d. h. einer topographisch genau fixierten Landschaft, schon immer die bekanntesten und beliebtesten Objekte bevorzugt wurden, wobei sich besonders günstige Blickpunkte herauskristallisierten, die durch Generationen hindurch Verwendung fanden, so war auch bei der Albausstellung die Bevorzugung der am meisten erwanderten Motive zu beobachten. Rechberg und Hohenstaufen, das Lenninger Tal mit der Teck, Neuffen und Echaztal standen fast zu sehr im Vordergrund. Um so dankbarer wurde es daher aufgenommen, wenn manche Maler auch abgelegene Gegenden aufsuchten und einsame und selten besuchte Flecke aufstöberten, an denen es auf der Alb gewiß nicht fehlte. Gerade denen, die ins Innere der Albhochfläche vordrangen, war es möglich, das Kahle und Karge, das Rauhe und Herbe und Einsame der Alb als Charakteristikum hervortreten zu lassen. Die Wahl bevorzugter Bildvorwürfe gab andererseits reizvolle Möglichkeiten, gleiche oder eng verwandte Motive in den mannigfältigsten Fassungen und Anschauungen zu beobachten.

So ergeben sich weite Spannungen in der persönlichen

Handschrift und künstlerischen Auffassung wie thematisch von der weiten Überschaulandschaft, die ein ganzes Panorama erfassen will, wie Reinhold Nägele mit seiner in gläserner Klarheit gegebenen Winterlandschaft oder Hermann Busse auf seinem von der Jury mit dem zweiten Preis belegten Frühlingsbild der Dreikaiserberge, bis zum intimen Landschaftsausschnitt – etwa der Föhrengruppe von Henninger, bei der das Gegenständliche zugunsten seiner malerischen Reize völlig zurücktritt. Der stillen Verhaltenheit des Bildes der Schalksburg von Karl Caspar, der mit aller Zurückhaltung den zarten Hauch des Vorfrühlings wiedergibt, wäre der stürmisch bewegte Blautopf von A. Unseld als Gegenpol gegenüberzustellen, einer Dramatik, die man sich neben so viel Lyrik und unproblematischer Heiterkeit froh durchsonnter Hügellandschaften gerne gefallen lässt. R. Raache genügen wenige ausdrucksvolle Konturen, um Albhöhen in ihrer Eigenart festzuhalten. W. von Houwald geht ganz von der Farbe aus, ohne sich um Einzelheiten des Gegenstandes zu kümmern, wie etwa Kainz, der seine Limburg wie ein Lithograph des Biedermaier bis ins letzte Detail mit fast photographischer Treue durchzeichnet. Ganz andere Wir-



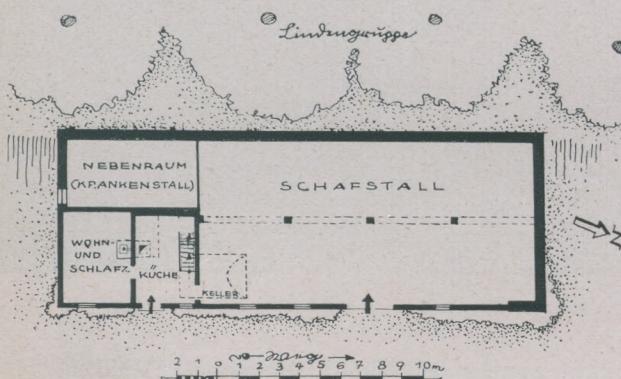
Christian Landenberger, Balinger Berge

kungen aber erreicht Hollenberg mit der Prägnanz des Zeichnerischen, der aus geologischer Kenntnis heraus die klare Struktur des scharf zerschnittenen Albgeländes herausarbeitete.

Neben Landschaftsbildern von Fülle und Reichtum hat die Alb aber auch solche ausgesprochener Armut und Einfalt – Franz Wöllhaf hat solch einsamen Hügel bei Sontheim gemalt (3. Preis) – sie weiß nicht nur anzuziehen sondern auch abzuweisen, zumal die öde Hochfläche im Winter bei Schneeschmelze wie sie Starker und Umgelter festgehalten haben. Den ihm von der Jury und dem Hauptvorstand zuerkannten 1. Preis für das Bild des Albtraufs bei Traifelberg kann übrigens durchaus zugestimmt werden, hebt es doch das Charakteristische der Alb, schon allein im Thema, besonders eindringlich heraus. Wenn dagegen das Publikum den 1. Preis an Landenberger für seine schönen Balinger Berge vergibt, so mußte das Bild eines nicht mehr unter den Lebenden weilen – den für die Jury ausscheiden.

Wie schon bei der Eröffnung der Wanderausstellung in den Räumen der Staatsgalerie vom Vorsitzenden des Schwäbischen Albvereins, Direktor Fahrbach, ausgesprochen, wurde bedauert, daß die Maler im

Aufruf zu sehr den Wunsch nur nach der Vedute gesehen hatten und unter den eingesandten Bildern zu wenig vom Volksleben, vom Albbauern in Arbeit und Muße zum Ausdruck kam. Sitzt die Abneigung gegen das Genre des 19. Jahrhunderts, für dessen Wiederaufwärmung im Sinne eines Vautier beileibe nicht gesprochen werden soll, so tief, daß nur wenige Maler, wie etwa Vees mit seiner lebendigen Obst-ernte oder Köhler auf seiner Ernte auf der Achalm es wagten, zum bürgerlichen Leben zu greifen. Braeckle, der Oberländer, hätte hier eingreifen können. Vom Albverein war dabei wohl an eine Synthese von Landschaft und Landvolk gedacht, wie sie so glücklich Albert Kappis gelang, der den Landmann bei emsiger Arbeit auf Äckern und Wiesen bei der Ernte oder auf dem Bauernhof schilderte, nicht aber wie Joh. Bapt. Pflug nur bei frohen Festen, bei Jahrmarkt und Kirchweih, oder wie Theodor Schütz in der Stille und festtäglich-friedvollen Stimmung des Sonntags. Vielleicht hat kaum ein Maler die Alb mit so viel Herzblut erfaßt, die Landschaft mit solcher Innigkeit, mit dem Menschlichen durchdrungen wie Karl Stirner in seinen Illustrationen zu Mörikes *Hutzelmännle*!



Schafhaus bei Deggingen (mit Grundriß)

SCHAFHAUS UND SCHÄFERHAUS

Zwei typische Hausformen der Schwäbischen Alb

Von Werner Lipp

Jede Landschaft hatte ursprünglich ihr eigenes Baugesicht. In den Gebirgsgegenden hatten sich andere Bauformen und Bauweisen entwickelt und bewährt wie im Flachland oder an Meeresküsten. Überkommene Baugesinnung und nicht zuletzt auch das Fehlen schneller Beförderungsmittel haben außerdem bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Verwendung ortsfremder Baustoffe verhindert und eine gedankenlose Mischung landschaftsbedingter Bauformen unterbunden. Erst die Entstehung der Eisenbahnnetze und die Einführung der Bearbeitungsmaschinen brachten es zustande, daß man dann bereits schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer Ansiedlung des Alpenlandes denselben „Stil“ finden konnte wie auf der Alb, im Rheinland oder an der Nordsee. Das war aber nicht das Ergebnis eines einheitlichen Stilwillens,

sondern die erste Stufe einer nunmehr in Erscheinung tretenden allgemeinen Verflachung, entstanden durch gedankenloses Kopieren „historischer Motive“, Freude an fremden, scheinbar besseren und schöneren Baustoffen und das Verlassen solider handwerksgerechter Baukonstruktionen.

Eine Reihe großer Baumeister hat seit dieser Zeit gegen diesen Mißstand des Bauens gekämpft; noch ist der Erfolg nicht ganz errungen.

Die Schwäbische Alb hat sich im großen ganzen ihr ursprüngliches Baugesicht erhalten können. Ihre ursprünglichen Bauwerke sind nur fein differenziert innerhalb der einzelnen Gruppen; sowohl nach dem Verwendungszweck als auch im Hinblick auf örtliche Baustoffe und örtliche Gegebenheiten.

Betrachten wir eine weniger beachtete, aber typische und meist reizvolle Gruppe der Albbauwerke: Schafhaus und Schäferhaus.

Die Hochflächen der Schwäbischen Alb mit ihrem Steppenheidecharakter sind für Schafhaltung besonders geeignet. Doch die Schafe sind – wenn auch anspruchlos im Futter – sehr empfindlich gegen bestimmte Wittringseinflüsse. Dies hat schon früh zur Erbauung von Schafhäusern geführt, welche ganzjährig im Betrieb sind. Obwohl diese Schafhäuser naturgemäß reine Zweckbauten sind, zeigen sie in der Regel doch handwerklich exakte Bauausführung, sinnvolle formale Gestaltung und überlegte Einfügung in die umgebende Landschaft.

Ein schönes Beispiel ist das Schafhaus auf der Nordalb (über Deggingen); es wurde um 1820 erbaut.

Ich habe absichtlich den Grundriß unter das Foto des Baues gezeichnet. Man erkennt sofort, daß die einzelnen Seiten des Gebäudes – das „Gesicht des Hauses“ – ganz klar die Einteilung des Hausinneren zum Ausdruck bringen. Links das große Fenster für die Stube und die Eingangstür mit danebenliegendem Licht- und Lüftungsfenster für die Küche der Schäferwohnung; rechts die Fenster und das Tor des Schafstalles in zweckentsprechender Lage zwischen konstruktiv erforderlichen Pfosten des Stallraumes. Auf der südlichen Schmalseite liegt noch ein kleines Fenster für den Nebenraum und Krankenstall. Beachtenswert ist die wärmetechnisch günstige Ausnutzung der Bodenwelle. Dadurch kommt die Hauptwetterseite des Gebäudes, die Westseite, nur 50 cm über das Erdreich. Außerdem sind dadurch zwei Heuluken auf der Westseite des Daches leicht zugänglich gemacht. Unveränderlich schön ist das sehr ruhig wirkende Walmdach, das durch seine natürliche Patina unaufdringlich mit dem hellgekalkten Unterbau kontrastiert und zugleich als Futterlagerraum seinen Zweck erfüllt. Beachtenswert sind auch die hinter dem Gebäude stehenden Linden. Sie bilden nicht nur einen gewissen Wetterschutz gegen Westen, sondern haben auch die Aufgabe, den Baukörper optisch noch stärker mit der Landschaft zu verbinden. Tatsächlich wäre auch die Harmonie zwischen Bauwerk und Landschaft ohne die Baumgruppe nicht so vollkommen.

Die Nordalb liegt im Gebiet des sogenannten Plattenkalkes (oberer weißer Jura). So wurden denn auch West-, Nord- und Südseite des Schafhauses aus Bruchsteinen dieses Materials aufgemauert. Die Ostseite hingegen ist als Fachwerkwand ausgeführt, deren Gefache mit Bruchsteinen beziehungsweise Feldsteinen (Steine die auf den Feldern abgelesen und seitlich gelagert werden) desselben Materials ausgeriegelt sind. Der Grundriß zeigt deutlich die Auswirkung der verschiedenen Konstruktionen auf die Mauer- beziehungsweise Wandstärken.

Schaf- und Schäferhaus des Bühlhofes auf dem Rehgebirge (zwischen Staufeneck und Rechberg) liegen in niedrigerer Höhe, bereits im Gebiet des Eisensandsteines (Brauner Jura). So sind denn auch Westseite und Sockel des Schafhauses aus hammerrechten Steinen dieses Materials gebildet; Ostgiebel, Nord- und Südseite bestehen aus Eichenfachwerk mit Feldstainausriegelung. Mauerwerk und Fachwerk waren ursprünglich ganz überkalkt (geweißnet). Das Giebelfachwerk der Ost- und Westseite ist zum Schutz gegen Wettereinwirkungen verschalt. Das gewaltige Giebeldach – auch hier Futterlagerraum – auf niederm Unterbau bringt seine beschützende und bewahrende Funktion optisch gut zum Ausdruck.

Von den zwei großen Dachflächen wird nur die südliche durch zwei Heuluknen gegliedert.

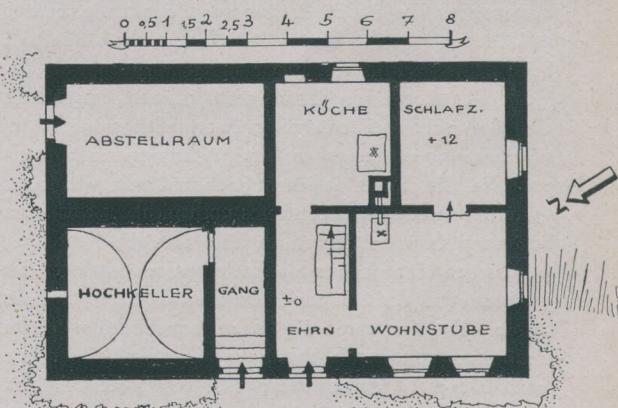
Auch dieser Baukörper wird durch ein mächtiges Lindenpaar mit der Umgebung verankert.

Um 1780 erbaut ist dieses Schafhaus reiner Stall- und Futterlagerraum.

Das dazugehörige Schäferhaus liegt etwas südöstlich des Schafhauses, gerade da, wo die Hochfläche in den Hang übergeht. Es wurde gleichzeitig erbaut.

Fundament und Erdgeschoß des Gebäudes sind ganz aus den braunen Eisensandsteinen erbaut; die Eckquader sind sauber, jedoch nicht steinmetzmäßig, sondern nach Maurerart bearbeitet. Das ganze Mauerwerk war ursprünglich weiß überkalkt. Fenster und Türen sind nicht in einem Steingewände angeschlagen, sondern an eingemauerten Holzzargen. Neben der aus der Abbildung ersichtlichen ansprechenden Außengestaltung ist der Grundriß dieses Gebäudes besonders bemerkenswert. Der Wohnteil, mit eigenem, vom Vorplatz aus zugänglichen Flachkeller, ist klar getrennt vom Wirtschaftsteil mit gewölbtem Hochkeller und Geräteraum. Auch bei diesem Beispiel ist ersichtlich, daß das äußere Erscheinungsbild die innere Einteilung wiedergibt.

Es wäre über alle drei Beispiele noch mehr Interessantes und mancherlei Eingehenderes zu sagen; dies würde jedoch im Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen. Doch mögen diese Zeilen auch dergestalt ihren Zweck erfüllen: dem Heimatfreund den eigenen Blick zu schärfen für unscheinbare, doch in ihrer Art nützliche und wertvolle Bauwerke der Schwäbischen Alb; er findet sie entlang seines Wanderweges als kleine Mosaiksteine all dessen, was durch Ansprache von Gefühl und Verstand seine „Schwäbische Heimat“ bildet.



Schafhaus (oben) und Schäferhaus (Mitte)
des Bühlhofes (mit Grundriß des Schäferhauses)

Die Reutlinger Marienkirche als Stadtkirche

Von Werner Groß

Dem Andenken meines Vaters Julius Groß-Sixt, Reutlinger Bürger 1944–1952

Sie erhebt sich aus der Mitte der alten Bürgerstadt; in ihren Formen spiegelt sie das Bild der umgebenden Häuser wieder; in ihrer Gesamtgestalt, der straffen Winkelform aus Türmen und Schiff, steht sie in kräftigem Ein- und Gegenklang zum Stadtganzen, zur gesamten Landschaft. So ist die Marienkirche in Reutlingen trotz bloßen Kapellenrangs „Stadtkirche“ im echtesten Sinn. Sie ist es so überzeugend, daß uns das Wie und Warum dieses Stadtkirchenseins nicht weiter zu denken gibt. Ein Ergebnis aber, das noch nach fast 700 Jahren mit solcher Kraft in unsere Gegenwart wirkt, kann nichts Selbstverständliches sein, muß hart erkämpft, wird einer besonderen Leistung verdankt sein. Ihr sind die folgenden Beitrachtungen gewidmet.

Wie war es mit dem Stadtkirchlichen überhaupt bestellt, als die Reutlinger daran gingen, der Jungfrau Maria eine „capella gloria infra muros“ zu bauen, wie sie es ihrer Beschützerin beim Ansturm der gegenkaiserlichen Partei König Raspos im Jahre 1247 gelobt hatten? „Innerhalb der Mauern“ das gloriose Bauwerk zu errichten, das zunächst hatte für das damalige Reutlingen offenbar seinen besonderen Sinn. Erst kurz vor dem Ereignis zur Stadt erhoben, gehörte der Ort mit Heilbronn, Eßlingen, Gmünd, Rottweil, Villingen zu jener Gattung der aus kleinen Anfängen aufstrebenden Bürgerstädte, wie sie sich im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts als etwas Eigenes in Deutschland herausbildete. Als solcher besaß er damals wohl abwehrkräftige Mauern und Türme, innerhalb dieser jedoch fehlte noch jeglicher Monumentalbau, das Rathaus sowohl wie vor allem die Stadtpfarrkirche. Auch deren übliche Trabanten, die turmlosen Kirchen der Bettelorden und Spitäler waren noch nicht in die kleine Stadt eingezogen. Die für sie zuständige Pfarrkirche, Petrus und Paulus geweiht, lag außerhalb „in den Weiden“, beim heutigen Friedhof. Nach außen hin also war dies kleine Reutlingen von damals wohl ein fest umgrenztes Gebilde, innerlich aber und gewissermaßen plastisch genommen war es leer, ohne Kern, richtungs- und mittelpunktlos. Als „Stadt“ in jenem baulichen Sinn, wie er für späterhin geläufig wird, hatte es noch nicht zu existieren begonnen. Nur zu begreiflich also, daß die Reutlinger damals den Kapellenbau als ihre eigenste Angelegenheit gelobten, daß der Rat der Stadt sein alleiniger Bauherr wurde. Überdies waren die andern schwäbischen Städte Reutlingen voraus, sie hatten in der Regel schon ihre wenn auch meist kleinen Pfarr- oder Bettelordenskirchen. Erhalten ist vom damaligen Bestand allerdings wenig geblieben. Einzig Gmünd hat seine Johanneskirche, zwischen 1220 und 1250 errichtet, im ursprünglichen Zustand bewahrt. Kirchlich nur im Rang einer Kapelle stehend, wie

auch die späteren Marienkirchen Rottweils, Reutlingens und Eßlingens, war sie für ihre Zeit wohl das stattlichste, was es in den damaligen Schwabenstädten gab. Wie sie in ihrem schweren Steinpanzer schreinartig am Boden lagert, ist sie kernhaft wie irgendein anderer schwäbisch-romanischer Bau. Aber der Kern, von seinen Rundbogen-, Ornament- und Gesimsringen dicht umsponten, bleibt nach außen verschlossen. Von heiliger Aura umwittert, steht sie mitten im bunten Leben der Stadt „in eremo“, in einer klösterlichen Abgeschiedenheit. Selbst ihr Turm, als Campanile schroff neben das Apsisrund des Chores gestellt, ragt einsam in seine Umgebung. Zwischen sich und dem schwerlagernden Schiff schafft er einen unlösbarer Gegensatz. So also standen hier Kirche und Stadt, ja selbst die einzelnen Bauteile völlig fremd zueinander. Die Kirche, noch ganz im Althergebrachten verharrend, nimmt die Stadt nicht zur Kenntnis, das Bauthema der Stadtkirche ist noch nicht geboren.

Anderwärts in den Städten allerdings war man damals nicht mehr so romanisch-klösterlich in der Bauweise geblieben, hatte, in Gelnhausen beispielsweise, jene aktiv ausgreifende, hochgetürmte, durchstrekte, aufgegliederte Form gewonnen, wie sie der neuen, scholastisch wie ritterlich kämpferischen Geistesart des französischen Westens entsprungen war, die zur „Kathedrale“ führte. Es war also offenbar speziell der schwäbische Bereich, in dem man baukünstlerisch so rückständig und demzufolge so zwiespältig daran war, modern in der Anlegung diesseitig ausgebreiterter Städte, mönchisch-mittelalterlich in der Kirchenbauweise. Aber war es der Weg zur Gotik, der die Überwindung dieses Zwiespalts bringen würde? Ein Wandel zumindest war fällig, und er trat auch bald darauf ein. Was aber nun kommt im schwäbischen Städtebereich, ist nichts eigentlich Gotisches, nichts was mit der feudal-bischöflichen Kathedralarchitektur zu tun hätte, sondern auf den ersten Blick wieder Mönchsarchitektur; statt der benediktinischen scheint es nunmehr die der Zisterzienser und Bettelorden zu sein. Das aber bedeutet bekanntlich eine ins Einfache und Schlagkräftige abgewandelte Gotik, entsprechend der antibischöflichen, arbeits- und armutsfreudig gesonnenen Geistesart der neuen Orden, bedeutete formal zwar weitgehend „gotische“ Formen, aber nicht gotischen Geist, Spitzbogen, Dienste und Rippengewölbe, aber dabei strengste Vermeidung des wunderbar „Diaphanen“, eines die Wand „auflösenden“ Gliedergerüsts und Strebewerks. Es hieß Festhalten an der dicht verschlossenen Wand, an dem fürs Romanische bezeichnend geltenden Stilmerkmal.

Ganz so, in dieser reduziert gotischen Art, sehen wir denn auch gebaut, was die Reutlinger von ihrem Marienheilig-

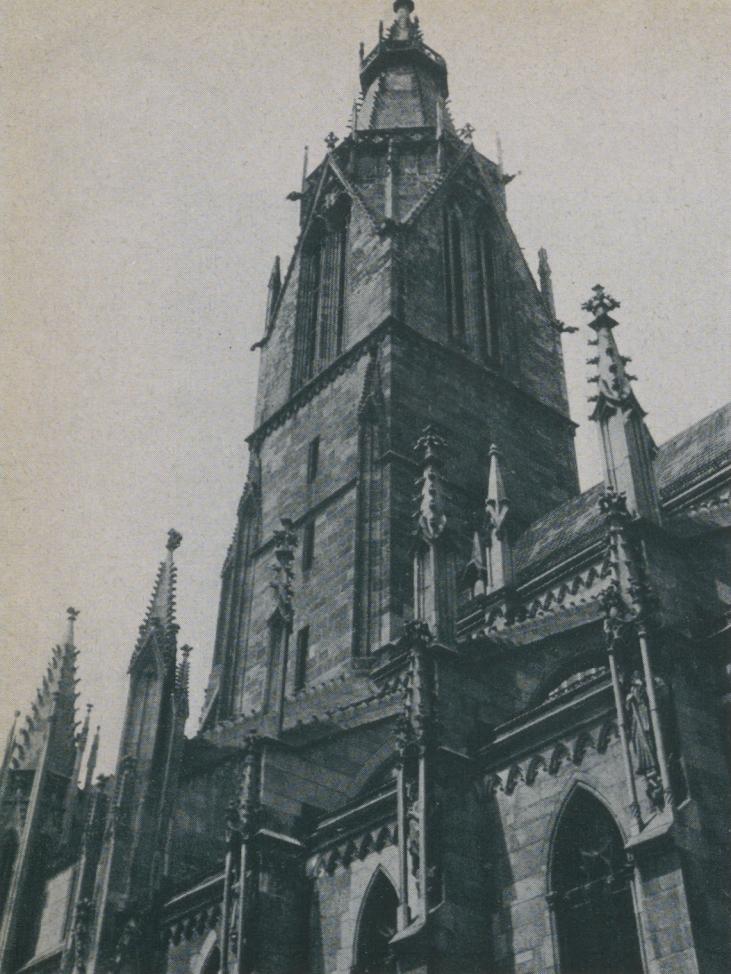


Die Reutlinger Marienkirche mit der Achalm

Aufnahme: Näher

tum zunächst ausführen ließen, den Chor und die ihn flankierenden beiden Chortürme. Es ist im besonderen der zisterziensische Baucharakter, den wir antreffen, die streng kubische Form des Rechteckchors. Stände nicht das aus guter Quelle kommende Datum 1247 fest, so würde man diesen Chorbau auf den ersten Blick etliche Jahrzehnte früher, in die zeitliche Nähe der ebenso reinen Chorvierecke von Maulbronn oder Bebenhausen setzen, so eng schließt sich die erste, heute allerdings nur bis zu vier Meter Höhe erhaltene Bauform an jenę zisterziensische an. So mönchisch also, so seinem „gotischen“ Wesen abgewandt, findet das baulich großartigste, seiner Form nach „aufgeschlossenste“ Gewächs des Nordens in Reutlingen Zutritt! Was hat der Vorgang für das Thema Stadtkirche, für die Kernbildung der Stadt zu bedeuten? Ist es ein unaustilgbarer Hang zum Mönchischen, Verschlossenen, zum Primitiven gar, der hier im schwäbischen Städtebereich zutage tritt? Oder könnte gerade mit dieser einfach-geschlossenen Bauart ein neuer Weg beschritten sein, ein Weg des offenen Verzichts auf die Gotik zwar, der hin zu einem nicht mehr bischöflich-sakralen, sondern eigentlich städtischen Kirchenstil führen sollte? Reutlingen allein bringt uns in der Beantwortung dieser Fragen nicht weiter, zumal man hier über den Ostteil des Baues lange nicht hinauskam. Sehen wir uns in den anderen schwäbischen Städten um, in Heilbronn und Esslingen etwa, so finden wir dort zum Glück noch einige

stattliche Kirchenschiffe dieser Zeit erhalten. Auch hier treffen wir, zumal bei Portalen und Türmen, auf die Zisterziensergotik. Das schlank Querschifflose der Langschiffe aber (in Reutlingen hat man Bauansätzen zufolge an ein Querschiff gedacht), die glatten, auch bei Wölbung tunlichst strebenlosen Wände, denen die meist ungewölbten flachen Decken antworten, dies und manches anderes deutet trotz gotischer Bogen und Maßwerke über das Zisterziensische weit zurück, weist auf Gmünd, das seinerseits in einer noch frühromanischen, speziell in der Bodenseegegend heimischen Tradition stand. Sehen wir also in diesen Punkten die altschwäbische Komponente weit stärker als die zisterziensische einwirken, so ist andererseits in der Gesamthaltung dieser Langschiffe etwas da, was über beide Baurichtungen offenbar weit hinausführt: die Schiffarkaden ziehen in ihnen nicht mehr schwer am Boden hin, sondern heben sich leicht und flüssig in die Höhe, dünne, glattflächige Obergadenwände schaffen präzis geformte Raumschächte, auch die Pfeiler sind glatt und genau, rund oder achteckig geformt. Im ganzen sind es bei gleichem Typus mit dem Altschwäbischen völlig andere Gebilde, nicht mehr schwer am Boden lagernde Steinwürfel, sondern hoch- und langgestreckte „Kästen“. Man setzt diese dünnwandig hohle Kastenform gern allein auf das Konto der dem Armutsideal huldigenden Bettelorden, also der andern damals sich verbreitenden Mönchsarchitektur. Aber ist es allein das Armutsideal,



Ansicht von Südosten

Aufnahme : Näher

das hinter der Klarheit und Straffheit dieser Bauform steht? In Florenz und Perugia werden städtischer Dom und Bettelordenskirchen von den gleichen Architekten gebaut. Für die deutschen Bettelordensbauten ist es jedenfalls erwiesen, daß sie, sehr im Unterschied zur Gepflogenheit der Zisterzienser, nicht von eigenen, sondern von städtischen Bauleuten errichtet werden. Und in den Städten allein, oft sogar materiell mit den Stadtmauern zusammenhängend, sind diese Ordensbauten entstanden. Es ist ein Boden, aus dem Ordens- und Stadtkirchenarchitektur aufwachsen, sollte es da nicht dieser eine „städtische“ Boden sein, der den im wesentlichen gleichen Baucharakter beider Bauweisen hervorbringt? Einsinnig jedenfalls ist die Wirkung, die beide, Bettelordens- und Stadtkirchen im Stadtganzen tun. Gleich großen „Schiffen“ ragen sie weithin sichtbar aus dem Meer der Bürgerhäuser heraus und geben, da beide gleichermaßen „orientiert“ sind, dem Stadtganzen eine einheitlich feste Richtung. So ist es heute noch in Eßlingen, in Rottweil, in Villingen zu beobachten.

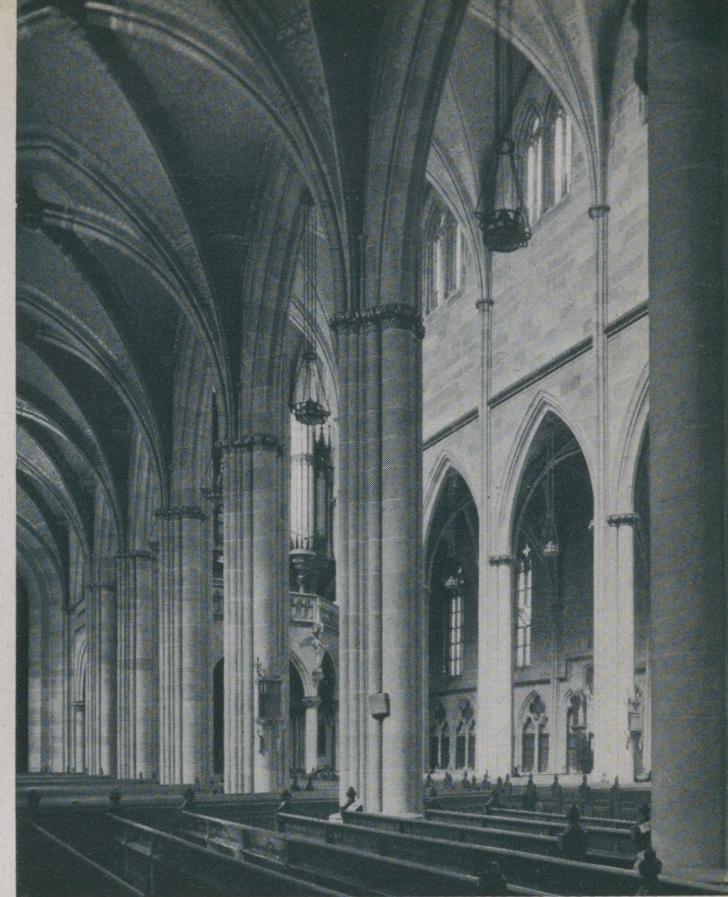
Dies betonte Schiff-Werden und Richtung-Geben, dieser offbare Bezug also zum Stadtganzen ist aber nun etwas völlig Neues innerhalb des Kirchenbaues. Neu nicht nur gegenüber dem Gmünder Bau, neu oder zum mindesten völlig andersartig auch gegenüber den echten Gotikbauten. Auch sie nämlich standen, trotz des ge-

sprengten romanischen Mauerpanzers und trotz, ja wegen ihres gewaltigen Ausgreifens in den Raum, beziehungslos in ihrer Umgebung. Denn das, was sie mit dem Engtürmten ihrer Joche, Schiffe, Türme, der Streben, Fialen und Galerien anzielten und umgriffen, war weit mehr und zugleich viel weniger als die sie umgebende Stadt und Landschaft, war der in concreto nicht faßbare, der übernatürliche Raum. In all ihren scheinbaren Raum-, „Offenheit“ und „Gliedergelöstheit“ ist die mittelalterliche Kathedrale, wie es uns in Chartres oder Laon überwältigend deutlich werden kann, etwas im Grunde eng in sich Gebundenes, ist sie die steingewordene, absolut gesetzte Ordnung selbst. Als einheitlich durchgeführte Ordnung zwar dem Stadtorganismus nicht völlig ungleich, bleibt sie in ihrer Absolutheit, ihrer statischen und räumlichen Irrealität, mit ihrer charakteristischen Selbstbezogenheit also, diesem ebenso fremd, wie es die romanischen Bauten sein mußten. Das Thema „Stadtkirchenbau“ war daher auch in den Kathedralen noch nicht gestellt. Anders bei den frühen schwäbischen Stadtkirchen. In ihrer einfach zweckmäßigen Kastenform sind sie zwar ebenfalls etwas in sich Geschlossenes, aber von völlig anderer Art und Sinngabe als bisher. Denn die Kastenform macht sie statisch fest, optisch unmittelbar faßlich. Sie sind auf diese Weise auch gar nicht mehr zuerst „Kirchen“, sondern „Häuser“, Kirchenhäuser unter Wohnhäusern, Gebäude unter Gebäuden. Sie bezeugen es rein typenmäßig ebenso in ihrer einfachen Giebelgestalt, die sich den Giebeln der Bürgerhäuser annähert, wie in ihrer kastenmäßigen „Räumigkeit“, die mit den Frucht-Kästen, Speichern und Scheunen, aber auch mit den Straßen- und Platzräumen verwandt ist. Jedoch sind mit dieser typenmäßigen Annäherung von Kirche und Stadt, Profan und Sakral, die beiderseitigen Beziehungen nicht erschöpft. Wesentlicher für dieses neue Beziehungsverhältnis ist das in beiden Kategorien wirksame Grundgefühl des Baulichen. Am deutlichsten wohl tritt es in der Art zutage, wie nunmehr die scheinbar so primitiv, so bar aller gotischen Gliederfeinheit behandelten Wände der Kirchen jetzt aufgefaßt sind. Und hierbei entdecken wir nun auch eine deutliche Verwandtschaft zwischen den Kastenschiffen und der Reutlinger Chorpartie. Bei beiden ist die Wand nicht mehr ein von allerlei Pfeilern, Gesimsen, Ornamenten bedrängtes und beschwertes, unheimlich in sich bewegtes, unfaßbar „gliederträchtiges“ Wandwesen, sondern ist statisch fest, offen ausgebreitet, klar begrenzt, eindeutig faßbar, ist erstmals Wand im realen Sinn. Sie hat nun etwas allgemein Bauliches, nicht nur sakral Bestimmtes bekommen und wird dadurch zum zweckvoll verwendbaren wie auch idealen Bauelement. Eben aus diesen Wänden schafft sich dann jenes grundsätzlich klare, aufrüßlich weit gespannte, umrißlich faßliche Gebilde, das hinter der „Kastenform“ steht. Solcherart aber hat das neuartige Baugebilde innerste Verwandtschaft zu dem, was das Eigentümliche nicht nur der übrigen städtischen Gebäude, sondern auch des Stadtorganismus ausmacht. Denn auch dieser ist durch

das Straßen- und Mauersystem gründrißlich festgelegt, ist aufräumlich fixiert durch die einheitliche Höhe und Ein-ebnung der Straßen- und Platzfronten, ist schließlich kubisch bestimmt durch das fühlbar Ganze des Stadtraumes.

Im elementar Baulichen hier und dort also gründet eine elementare Beziehung von Kirchenbau und Stadt, in der daraus resultierenden spontanen Faßlichkeit von Kastenform und Stadtorganismus werden die Beziehungen beider greifbar und bewußt. Etwas von der elementaren Baukraft südlicher Städte und Monumentalbauten kommt damit im Norden auf und stellt sich gegen das so seltsam unirdische und übersteigerte Bild der nordisch-mittelalterlichen Stadt mit seiner gespenstisch aufragenden, aus Willen und Wundersinn geborenen Kathedrale. Es ist die im Süden schon von alters herstammende Lebensform des Städtischen, des planvollen Sich-Selbstregierens im festabgesteckten irdischen Bereich, die hier und dort zum politisch wie baulich Gleichen führt, die Stadt als etwas Eigengeformtes von der enggetürmten Burg, dem einsam versteckten Kloster abhebt. Fragt man nach den eigentlich baukünstlerischen Voraussetzungen für das neue Aufeinanderbeziehen von Sakralbau und Stadt, so wird man allerdings mit dem Hinweis auf das südliche Städtewesen nicht auskommen. Wir werden sehen, daß es gerade der Reutlinger Bau ist, der uns über diese Voraussetzungen Aufschluß geben kann. Offenbar aber ist es das spezifisch Städtische (nicht nur in Schwaben!), in und mit dem sich das Wesentliche des obenbeschriebenen Wandels vom „Sanctuarium“ zum „Stadtkirchenbau“ vollzieht.

Man wird diesen füglich als denkwürdigen Neubeginn im Baukünstlerischen überhaupt auffassen. Noch aber ist das, was im besonderen der schwäbische Baubereich hervorbrachte, nichts Endgültiges, beileibe nichts so Kraftvolles und Gefestigtes wie etwa im Süden die gleichzeitige Florentiner Gotik oder im hohen Norden die hansische Backsteinarchitektur. Noch ist es ein erstes, tastendes Neubeginnen. Zwar das Thema „Stadtkirchenbau“ ist auch hier eindeutig gestellt. Aber wird es sich halten, vermag es zu jener spezifisch kernhaften Weiterentwicklung zu kommen, die in ihm angelegt, die ihm durch die Entwicklungskraft der Städte selbst abgefördert ist? Hierzu muß die besondere Lage Schwabens innerhalb der Stoßkräfte damaliger Architekturströmungen bedacht werden. Gerade zu der Zeit, als sich das Stadtkirchliche regt, im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts also, war mit dem Neubau der Münsterlangschiffe von Straßburg die westliche Gotik in ihrer reinsten, edelsten Gestalt bis hart an die innerschwäbische Grenze gedrungen. Ihre Wirkung konnte nicht ausbleiben. In der Tat hatte sie bereits im Jahr 1268 beim Bau der Wimpfener Ritterstiftskirche gezündet. Und von hier aus, zunächst Heilbronn erfassend, drang sie unaufhaltsam den Neckar herauf; ja sie hatte, in Wimpfener Einzelzügen, schon in Reutlingen Fuß gefaßt (Chor- und Chorturmgliederungen).



Inneres gegen Westen

Aufnahme: Näher

Die Begegnung mit der hier entwickelten Wand- und Kubenarchitektur war unvermeidlich. Wozu würde der Zusammenstoß der denkbar größten abendländischen Bauextreme führen? Würde er die noch schwachen Ansätze des Stadtkirchlichen, des kubischen Baudenkens also, zerstören, würde es zu bösen, das Wesen beider Bauarten verderbenden Kompromissen kommen? Sollte die Idee des Stadtkirchlichen, des Städtebaulichen überhaupt dabei zugrunde gehen? Es ist offenkundig, wie entscheidungsvoll dieser Augenblick war. Und nun ist es gerade Reutlingen, das zu diesem Zeitpunkt seinen Stadtkirchenbau im Gang hat, das also unausweichlich dazu gezwungen war, die Entscheidung mitzufällen. Wahrlich ein historischer Augenblick für die Stadt, für die ganze schwäbische Städtebaukunst! Ein kritischer Blick auf die Schwächenpunkte der baulichen Situation stellt uns die baukünstlerische Aufgabe Reutlingens drastisch vor Augen. Diese neue Kastenform der kirchlichen Langschiffe war, zumal in der den Bettelorden gemeinsamen Form, noch spezifisch flach, hohl, körperlos. Sie „schwamm“ in der Weite des Stadtganzen, erfüllte, gestaltete es nicht. Infolge der üblichen Querschifflosigkeit prägte sie wohl eine Richtung entschieden aus. Aber sie hatte damit nur zur Stadtperipherie, nicht auch zur Stadtmitte Bezug. Diese blieb nach wie vor leer, ungefestigt. Die Stadt als Körper, als räumlich und plastisch faßbares Gebilde, war noch nicht geboren. Baukünstlerisch also stellte sich das Problem, vom Flachen und Hohlräumigen zum Tiefen und Plastischen zu kommen, von der zweiten zur dritten Dimension. Machen wir uns

klar, wie gespinthhaft, wie noch gar nicht flächenfest der gotische Gliederbau damals war, so begreifen wir, welche Verwirrung, ja welcher Rückstoß vom Einstrom des Gotischen für den Stadtkirchenbau zu gewärtigen war. Würde es das kleine, aber offenbar kraftgesegnete Reutlingen sein, das das Stadtkirchliche vor der fremdländisch-fremdartigen Gewalt des Gotischen rettet, ja es besiegt oder gar aus diesen beiden ein Drittes, die fruchtbare Synthese schafft?

Fragen wir dort zunächst nach dem städtebaulich Elementarsten, der Platzwahl für die neue Kirche. Offenbar war das Stadtinnere Reutlingens bei deren Gründung schon vergeben, denn der Bau kommt nicht dorthin, sondern ans südliche Ende der damaligen Stadt. Das war also die Peripheriebeziehung, noch ganz im Sinne der „Anfänge“. Landschaftlich war der Ort hervorragend bestimmt, da der Bau, vom Neckartal her gesehen, genau in die Mitte zwischen Achalm und Georgenberg kommt, mit seiner Längsachse also die beiden die Stadt rahmenden Bergkegel verbinden konnte. Zum mindesten die Möglichkeit war damit geschaffen, eine nur Florenz und Wien vergleichbare herrliche Landschaftslage, die Stadt zwischen Randbergen vor einen geschlossenen Gebirgshintergrund gebettet, zu gestalten. Aber auch bodenplastisch gesehen war das Hinaufschieben des Baues ans Stadtende richtig, denn so kam er an den damals höchsten Punkt, hinter dem es terrassenartig eben weitergeht. Und dadurch, daß sich die Stadt gerade hier erweiterte, rückte die Kirche automatisch, wahrscheinlich sogar nach festem Plan, in die Mitte der vergrößerten Stadt. Die Chance, Kernstück der Stadt zu werden, war also dem Bau schon bei seiner Gründung gegeben. Er war es übrigens damals schon insofern, als er zwischen die beiden Hauptstraßenzüge zu stehen kam, mit seiner Hauptachse also diese verbinden, ihre Länge kraftvoll gliedern mußte. Wie im schwäbischen Landsberg und im bayerischen Landshut sollte die Kirche zum breiten Querriegel der Stadt werden. Stadt und Kirche konnten sich also fest verspannen. Würde, was grundsätzlich so vielversprechend kernhaft angelegt war, aufrüßlich genutzt werden, würde der Meister des Baues die städtische Gegebenheit womöglich zu steigern wissen?

Beim vielleicht schon vor 1247 begonnenen Chorbau sieht es auf den ersten Blick nicht dementsprechend aus. Das wohl zuerst angelegte Turmpaar hatte östliche (später erst entfernte) Rundapsiden, lehnte sich also an den Typus des schwäbisch-romanischen Chorturms an. Der dazwischen gespannte Rechteckchor ist, wie schon erwähnt, zisterziensisch. Das Altschwäbische sowohl wie das Mönchische scheint noch bestimmend. Bedeutsam könnte höchstens sein, daß zwei ihrer Herkunft nach sehr verschiedene Baurichtungen hier zusammen kommen. Ist dies bloßer Zufall, unsicheres Tasten (die Chronik spricht vom Holenmüssen eines auswärtigen Meisters) oder erbringt die Vereinigung mehr, etwas stadtKirchlich Bedeutsames am Ende? Wären hier tatsächlich nur die beiden verschiedenen Bautypen zusam-

mengebracht worden, der glattgemauerte mehrgeschossige „Chorturm“ und der eingeschossige lisenenbesetzte Zisterzienserchor, so hätte das schlecht zusammengestimmt. Beim Reutlinger Bau aber ist Zusammenstimmung. Und zwar ist sie offensichtlich jener Wandauflassung verdankt, von der schon die Rede war: Türme und Chor sind aus der gleichen glatten und exakten „Flächenwand“ gebildet, wie sie auch für die städtischen Kirchenschiffe bezeichnend ist. Das Ergebnis aber ist etwas, was es baulich bisher noch nicht gegeben hat, eine einheitlich gestufte Dreikubengruppe. Das östliche Turmpaar zwar ist auch für die andern schwäbischen Stadtkirchen charakteristisch und hatte sich wenig später dort mit den Kastenschiffen verbunden. Lagerndes Schiff und ragende Türme hatten also zu einer festen Richtungsverknüpfung geführt, und diese, den Chorhals umrahmend, geben dem einen der beiden Bau-Enden einen prägnanten Abschluß. Nur bei den Pfarr-, nicht bei den grundsätzlich turmlosen Bettelordenskirchen findet sich dieses Festkeilen der Langschiffe durch die Chortürme, so daß wir also allein die Stadtkirchenarchitektur zielbewußt den Weg zur Verfestigung im Stadtganzen beschreiten sehen. Aber diese Bauform entsteht zeitlich später als die Reutlinger Ostgruppe, und deren blockhafte Rechteck-Chorform fehlt (heute jedenfalls) bei den genannten Kirchen. Denn ihre Chöre waren vermutlich ursprünglich romanisch-rundapsidal, wurden jedenfalls erst um 1300 und später in die heutigen polygonalen Großchöre verwandelt (Eßlingen, Rottweil, Heilbronn). Das alles liegt also um Jahrzehnte später als Reutlingens Turmkombination. Führt deren Dreikubenballung auch nicht zur festen Winkelform: Senkrechtentürme – Waagrechenschiff, so doch zu einer Art Ostbollwerk, zum klar fixierten, plastisch gestaffelten Abschlußkopf für das Ostende des Baues. Eine kernhaft-plastische Note kündigt sich an, das Stadtartige hat in diesem Chorbild seinen Anfang genommen. Und da die Ostbollwerkform zuvor nirgends erscheint, darnach aber, wenn auch in mehr abgerundeter, gefälliger Form, immer wiederkehrt (in Ulm am Münster, in Gmünd, Überlingen, in Wien selbst und in Bozen), so muß sie in Reutlingen als Erstling einer Reihe, als bedeutsamer Auftakt stadtKirchlichen Geistes gewertet werden.

Frage man nach den möglichen Anregungsquellen dieses in Reutlingen so überraschend hervorbrechenden Baugeistes, so wird man sie zunächst im Zisterziensischen vermuten. Denn hier war das spezifisch Kubische schon im Mittelalter entwickelt und durch zwei volle Jahrhunderte gegen den Andrang des nordfranzösischen Gliederdenkens verteidigt worden. Allerdings war es dabei nicht rein erhalten geblieben, sondern hatte sich früh mit jenen französischen „Struktur“-Elementen verquickt, die ihm eigentlich entgegengesetzt waren. Suchen wir aber nach einer Tradition des Rein-Kubischen, so finden wir sie wohl nicht zufällig im Schwäbischen selber, speziell im Süden dort, in den klaren Rechteckchören und Chor-Türmen der Reichenau, bei den Münstern in

Konstanz, Zürich, auch Straßburg, in Stein am Rhein und anderwärts. Zwei Ströme der Kubenbautradition also sind es, die sich im Reutlinger Chorbau offenbar trafen und den Impuls zum Neuen, Stadtkirchlichen stärkten. Die Kraft ihrer Vereinigung im Geiste der Kubengruppierung aber muß einer dritten Größe, muß dem Städtischen wohl entsprungen sein.

Wird es also das kleine Reutlingen sein, das mit dieser Realisierung des Städtischen nicht nur beginnt, das es auch weiterentwickelt und zum Siege führt?

Hier nun gibt es bei der Marienkirche eine große und auf den ersten Blick peinliche Überraschung: Schiff und Westwerk, ja selbst die spätere Chorausgestaltung sind stabwerkgotisch ausgeführt, das Kubisch-Stadtkirchliche scheint ausgerechnet in Reutlingen an das Westlich-Gotische verraten zu sein! Georg Dehio in seinem Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler bestätigt es – mit dem allerdings rühmend gemeinten Satz, daß die Reutlinger Marienkirche „der erste und bedeutendste Bau der entwickelten Gotik im oberen Neckargebiet“ sei. In der Tat schließt sich an das festumwandete Chorgebilde statt eines ebenso glattwandigen Kastenschiffs ein von Streben, Fialen, Maßwerken starrender, typisch gotischer Gewölbebau an. Sogar ein offenes Strebebogenwerk, ausgesprochene Seltenheit im ganzen damaligen wie späteren Deutschland, beherrscht den Bau. Im Innern finden wir statt glatter Wände auf runden oder einfach eckigen Pfeilern den reichgegliederten Bündelpfeiler mit seinen hoch ins Mittelschiff hinaufreichenden Diensten und Rippenwölbungen. Blendgalerien und das feine gotische Maßwerk in hohen schlanken Fenstern durchgliedern die Wände. Die außen alle Schiffe, die Strebepfeiler und sogar die Westturmgeschosse umgürtenden Spitzbogenfriese sind allerdings für einen gotischen Bau ungewöhnlich. In der Tat sind sie offenbar Reutlinger Eigen gewächs. Nimmt man sie als solche wichtig, beachtet man, wie sie nicht mehr in romanischer Weise *in*, sondern reliefartig *auf* den Wänden sitzen, als deren randbildendes Eigenprodukt, so wird man auf die offenbar gliederhervorbringende Kraft dieser Wände aufmerksam. Am Sockel der Seitenschiffe tritt die Wand auch rein hervor und reicht in beträchtliche Höhe. Die Seitenschiff-Fenster haben sie keineswegs „aufgelöst“, im Gegenteil wirken diese in jene wie eingebettet. Und dazu stimmen sogar die Pfeiler. Auch sie betonen die Flächen mehr als daß sie sie auflösen. Genauer betrachtet tun dies sogar die Fialen und Strebebogen. Denn erstere halten sich strikt über ihren Pfeilern oben und unten, d. h. sie setzen die Wände gewissermaßen in Gitterform fort, und die Strebebogen sind nur flache Ausschnitte aus Schrägwänden, die sich dicht an den Seitenschiffdächern halten. Beides weicht auffällig von westlich-gotischen Strebe werken ab, die pfeilerhaft-strukturschaffend, nicht wandhaft zusammenschließend gemeint sind, berührt sich aber stark mit der Art, wie in der norddeutschen Back steingotik das Strebewerk dem Flächenstil der Backsteinbauweise angeglichen wird. Solche Anpassung an die

Fläche beziehungsweise an das Kubische einer geschlossenen Gesamtform ist nun offenbar auch in Reutlingen der Sinn jener Abweichungen. Nimmt man das Westjoch mit dem Turm hinzu, so ist zumal an diesem das rein Kubische mit aller Deutlichkeit zu spüren, denn hier gibt das Strebewerk den Flächenkern völlig frei. Auch von ihm her gesehen ist also das Pfeilerwerk keineswegs wandauflösend, wandverschlingend gemeint wie im Westen, sondern wandbetonend, ja wandverlebendigend. Wo auch kämen an einem westlich-gotischen Bauwerk die Seitenschiffe so sehr als Breitenmotiv, der Turm so organisch als Bekrönung des Mittelschiff-„Körpers“ heraus wie bei diesem Reutlinger Langhaus? Schließt nicht das Fialengitter Mittel- und Seitenschiffe geradezu zur „Halle“ zusammen? So ist hier der Sinn des gotischen Gliederwerks offenbar gründlich verwandelt, es soll dem Kubischen dienstbar, ihm letztlich eingeschmolzen werden. Daß diese Absicht in Reutlingen schon voll verwirklicht wäre, läßt sich kaum sagen. Wand und Gliederwerk sperren sich noch gegeneinander, auch in ihren Quantitäten sind sie nicht miteinander ausgeglichen. Denn das Gliederwerk hat trotz der hohen Sockelflächen deutlich das Überge wicht, das Wandhafte im Bau hat die strukturellen Elemente offenbar noch nicht voll verdaut. Aber das Streben nach dem Ausgleich, nach der Synthese von Wand und Gliederwerk, diesen zwei bau künstlerisch so radikal entgegengesetzten Baumerkmalen, ist nicht zu erkennen. Die fällig gewordene Auseinandersetzung zwischen Stadtkirchenbau und Kathedrale ist in Reutlingen kühn in Gang gebracht, ein die kommenden zwei Jahrhunderte bestimmender, fruchtbare Prozeß hat begonnen. Von einem Verrat des Kubischen an das Gliedergotische kann also in Reutlingen keine Rede sein. Dies bezeugt auch der enge Anschluß, den der Meister des Langhauses an das Begonnene, die äußeren und inneren Umrisse der Chorpartie vollzieht. Sie werden genau, im Sinne der Körperegeschlossenheit, eingehalten, zugleich aber stehen beide Bauteile in einem bewußt ausgespielten Kontrastverhältnis, dem von Rahmen und Füllung. Dies Denken in Kontrastbeziehungen weit gespannter Art wird noch deutlicher, wenn wir die Westpartie mit ins Auge fassen. Überblickt man den Gesamtbau von einem seiner Enden her, so wirkt er trotz mancher Unsicherheit und vieler Ungleichheiten der Form im ganzen geschlossen. Aber dies aufs Ganze gesehen Geschlossene röhrt nicht wie beim westlich-gotischen Bauwerk von der Einheitlichkeit des Glieder- oder Motivzusammenhangs her, sondern neben der Körpereinheit von diesem weitgespannten Zusammenspiel der Form gegensätze. Die beiden Bollwerke im Osten und Westen mit der Dreiecksspannung der Türme bilden die kubisch festen Eckpfeiler, das Gliederwerk des Langschiffes ist die zartere Füllung. Mit teils gleichen teils vertauschten Rollen finden wir das in der Breitebene begonnene Kontrastspiel nach der Höhe zu fortgesetzt. Zwischen Langhaussockel und Westturm als Rahmenflächen ist die Strebewerkzone füllend eingesetzt. Aber auch sie wird



Westfront

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

ihrerseits zum Rahmenmotiv für das Hochschiff, für den Westturm vor allem. Wie in einem riesigen Stachelkorb sitzt er in dem Fialenwerk, und damit es deutlicher wird, wiederholt sich dies Rahmenspiel am Turme selbst: zweimal am Helm umkränzen Maßwerkgalarien mit Fialen den Pyramidenkern. Kern und Hülle stehen unten wie oben in einem edlen, so später nie wiederkehrenden Schwebeverhältnis. Denn in all dem ist Reutlingen anregend geworden, für die Bauidee der Parler (in Prag, Freiburg, Mailand), für die Turmschöpfer in Esslingen, Ulm, Tübingen, Basel und anderwärts.

Schiff und Westwerk also bilden eine unlösliche Einheit, mag auch manches Schwanken im Einzelstil auf verschiedene Meister deuten. Ein Blick ins Innere bestätigt dies. Man darf dies ernstgeschlossene, still in sich versunkene Rauminnere nicht von Frankreich herkommend betreten, überwältigt vom Zauber der dortigen ganz aus Stabwerk gedichteten Kathedralräume in der Art der (nicht mehr „mittelalterlich“ zu nennenden) Gotik von St. Denis oder Beauvais. Jenes köstliche licht- und farben-durchdränkte Stabwerk scheint in Reutlingen wie erstarrt in Wänden, die den Raumschiffen ihre westliche Transparenz nehmen, sie zu eindeutigen, nüchtern faßlichen

Gebilden machen. Und doch wäre es falsch, bei diesem „wandmäßigen“ Eindruck stehen zu bleiben. Gewiß, das westliche Liniengitter ist von der vielen Wandfläche fast aufgesogen (das Triforium hat sie sogar völlig verschluckt), aber zugleich erfährt es gerade durch diese Wandflächen eine ganz neuartige Betonung. Denn vor ihnen als Folie wird es jetzt so lebendig und selbstständig wie nie zuvor. Die vordem getrennt gebliebenen Dienste und Rippen wachsen zu einheitlichen Gebilden zusammen und erscheinen vor den ruhenden Wänden als etwas Eigenbewegtes. Als ein Kontrapunkt zu den Wänden schließen sie die Räume gleichsam noch einmal zusammen. Ein verinnigtes, vertieftes Erlebnis des Raumes entsteht dadurch, das Mönchische, das Mittelalterliche kommt auf neuer, empfindungshafter Ebene wieder. In der Tat steht der Raum in seinen Formen mit der mönchischen Welt in Beziehung. Seine weit und hoch gespannten Arkaden, bei denen Dienstrundungen und Bogenkehlungen still ineinanderfließen, leiten sich aus den Bettelordenskirchen her, das Zusammenspiel von Kuben und Linienwerk ist zisterziensergotisch. Daß es im Reutlinger Rauminnern zu einem viel feineren Zusammenspiel kommt als am Außenbau, mag sich also von solchen Einflüssen her erklären. (Über all diese und weiter damit zusammenhängende Fragen darf in Bälde eine das schwäbische Gesamtbereich umfassende Arbeit von Bruno Bushart erwartet werden.) Wie dem auch sei, das Reutlinger Langhaus hat durch die Synthese von Bettelordens- und Zisterziensergotik einen Raumtyp geschaffen, der weithin wirkte und selbst den spätgotischen Hallenbau mitbestimmte.

Lassen wir es mit allen seinen Baumotiven auf uns wirken, so entdecken wir noch mehr von seiner synthetischen Kraft. Ein großartig eindringliches Formgebilde im Raum ist die Blendgalerie, die sich vom Ostende der Seitenschiffe her bis in die Turmräume hineinzieht. Das Baumotiv erklärt sich nicht aus der Mönchsgotik, hier sind die Münster von Straßburg und Freiburg anregend gewesen. Während es aber dort sockelhaft, in dienender Rolle verharrt, indem es nur Glied innerhalb eines größeren Stabwerkzusammenhangs ist, hebt es sich hier durch den Gegensatz zur darüber befindlichen Wand mächtig heraus. Man setzt es durch seine Zwillingsgruppierung unwillkürlich mit den Zwillingsfenstern des Obergadens in Beziehung.

Was aber weiter noch auffällt, ist, daß die Galerie „tiefenhaft“ vor einer festen Rückwand steht. So deutet sie auf jene Kapellenräume vor, die dann in der späteren Gotik als raumstufende und -erweiternde Elemente eine so große Rolle spielen. Und noch durch ein anderes Moment bekommt die Reutlinger Seitenschiffwand eigene Bedeutung. Unmittelbar auf dem kräftig nach oben abschließenden Gesims der Galerie sitzen die Seitenschifffenster, je ein schmales über zwei Galeriebögen. Rechts und links bleiben daher breite Wandfelder stehen, der Stabwerkzusammenhang ist also zerrissen. Sieht man aber wieder den größeren Formkomplex, so ergibt sich

ein großes Bogenfeld aufs Joch, und darin eingebettet das „stehende“ Fenster über der lagernden Galerie: Der Westfrontgedanke ist deutlich angespielt.

So sind wir wandkompositorisch vom Innern zur Fassade geleitet, findet jenes in dieser seine Antwort. Aber kann man es als glücklichen Einfall erachten, daß das Schiff und selbst dessen Rauminneres der Fassade das Gesetz vorschreiben? Entstehungsmäßig zwar ist es verständlich, denn das Langhaus ging ihr zeitlich offenbar voraus. (Für Langhaus und Westwerk im ganzen wird man die Jahre 1280–1310 als Hauptbauzeit ansetzen können, für das Turmoberteil die Zeit vor der Schlußweihe von 1343.) Und so wäre es auch natürlich, wenn der Fassadengedanke gleichsam aus dem Schiff entspränge. Schon bei der Kathedrale sollte es nicht anders sein. Hier allerdings waren es die Struktur-Elemente der Pfeiler, Bogen, Galerien und Fenstermaßwerke, die die Fassade bestimmten. Einzelmotive also, nicht Motivkomplexe stellten den Zusammenhang her. Für die Fassade ergab das im einzelnen engste Bindung, im ganzen aber große Freiheit, ja fast Willkür. In der Tat wuchsen die Kathedralfassaden ihren Langschiffen gewissermaßen davon, ins Ungeheure, Unvollendbare hinauf. Wir wissen, daß der Reutlinger Bau, die „Stadtkirche“ überhaupt, genau das Entgegengesetzte erstehte: statt der bloßen Einheit des Strukturellen, den klar festgelegten, auf das Stadtganze bezogenen Gesamtumriß. Wollte Reutlingen also seinem Gesetz treu bleiben, so mußte es die Fassade der Langhausgestalt unterwerfen, und das hieß, den Basilikalkörper des Schiffes an der Front ausprägen. Hierdurch jedoch drohte unweigerlich der offene Konflikt mit der Gotik. Denn deren Fassade war ein für allemal zweitürmig, das Reutlinger Kubenschiff aber verlangte die Einturmfront. Anderseits war im Reutlinger Meister der Zug zur Synthese, zur Einbeziehung des Letzten und Schönsten an damaligen Baugedanken zu stark, als daß er auf den gotischen Fassadenstil hätte verzichten können. Der Konflikt war um so härter, als es ja mit dem Gegensatz Einturm – Zweitürmigkeit nicht sein Bewenden hatte. Ein viel tiefer sitzender Widerspruch, gattungsmäßig der zwischen himmelwärts getürmter Kathedrale und diesseitig gebundener Stadtkirche, baukünstlerisch der Gegensatz von Glieder- und Kubenbau stand dahinter. Vergegenwärtigen wir uns die französische Kathedralfassade: sie war vor allem ein Gebilde der großen Motivpracht, der Motivgewalt. Daraum eben das breite und hohe Turmpaar, es sollte den festen Rahmen schaffen für die Ausbreitung jener mächtigen Baumotive, die den Besucher empfangen, dem ganzen Bau seine Fanfarentöne verleihen sollten. Nicht Kammermusik, sondern Symphonie war die Formgestaltung. So mußten eigens für sie die Motive der Rose und des Wimpergs entstehen und wurden sie bis zur spätesten Gotik in ihr festgehalten. Welch unverschmerzbarer Verlust, wenn es hier zu Reduktionen kommt, wenn das einzigartige Tableau der schönen Motive seine Doppelturmbasis verliert! Denn der Einturm bedeutet



Ehemalige Obere Kramergasse (heute Wilhelmstraße) um 1860

ja die unvermeidliche Schrumpfung der Front, kaum daß sie sich entfaltet, und zudem ein erdrückendes Gewicht da, wo es bisher das herrlichste Aufblühen der Motivpracht, durch die Rose, gab. Das Problem also schien unlösbar, sofern der volle Glanz des Stabwerkgotischen mit der knappen Einturmfront sich verbinden sollte. Und eben dies, seinem Drang zur Synthese verschrieben, hatte sich der Reutlinger Meister vorgenommen! Konnte er seiner Formkraft so sicher sein, gab es da überhaupt, auch bei bestem Können, eine Chance zur Lösung? Keiner der andern Einturmfassadenbauer in Freiburg, Schlettstadt, Niederhaslach hatte bisher dazu angesetzt. Sie stellten ihre Türme vor das Langhaus oder in es hinein, aber ohne „Fassadenmotive“, das heißt also unter Verzicht auf die Dreiportalfront, das freistehende Stabwerk, die großen Rosen- und Wimperggebilde. Der Reutlinger allein versucht das scheinbar Unmögliche, indem er dies alles in seine Fassade einbezieht. Motivisch reißt er damit die Front so weit auf, als es irgend in Frankreich oder in Straßburg gewagt wurde. Und auf das zerbrechliche Steinwerk setzt er den Einturm, ihn jedoch nicht aufgelöst, sondern als massigen Viereckkörper. Schon baustatisch genommen dünkt dies eine Unmöglichkeit. Doch bewährte sich hier das kubische Hochschiff. Dank seiner Flächenwände war es imstande, eine solche



Die Marienkirche

Aus der Stadtansicht des Ludwig Ditzinger von 1620

Last wirksam abzustützen. (Von der Front her sind die Wände durch stark reliefmäßige Behandlung neben den Pfeilern Mitträger). Aber die eigentlich künstlerische Krux, Turmschlankheit und Motivfülle, Turmkörper und Fassadenstabwerk miteinander zu verbinden, war damit nicht beseitigt, im Gegenteil noch vergrößert. Hier half sich nun der Reutlinger Meister offenbar mit einem Straßburger Baugedanken, der im sogenannten Riß B noch bis heute erhalten blieb, damals aber nur zum kleinen Teil für die dortige Frontausführung genutzt wurde. Der Planschöpfer geht über die französische Fassadenordnung insofern hinaus, als er (ähnlich wie es die Dombaumeister von Siena und Orvieto allerdings mit anderer Sinngebung taten) das Wimpergmotiv nicht auf die Portalzone beschränkte, sondern es als Wimpergfenster in die Turmgeschosse hineinnahm. Indem nun unser Reutlinger Meister diesen Gedanken übernahm und hinter dem Wimperg-Stabwerk, den Straßburger Vorhanggedanken noch überbietet, eine Rose sichtbar machte, gewann er zwei Dinge zugleich: einmal die Motivfülle des Rosen geschosses, sodann aber auch eine Steigkraft für den Turm, die diesen von den Untergeschossen loslösen konnte. Denn auch das Dynamische, nicht nur das Prächtige war s, was der Reutlinger Meister anstreben mußte. Bei näherem Betrachten zeigt sich, mit welch gutem Bau-

verstand er sowohl zu verwerten wie auch um- und weiterzudenken verstand. Die Portalwimperge waren bei seinem Vorbild in Breite und Höhe sehr verschieden groß und bildeten dadurch eine labile Reihe. Der Reutlinger Meister stabilisiert sie durch ihre Gleichordnung nach der Höhe und annähernde Breitengleichheit. Damit und mit der weiteren Hilfe einer Maßwerkbrüstung gewinnt er höhenmäßig ein fest zusammengeschlossenes Portalgeschoß. Eine Basis ist geschaffen, auf der sich nun zwei für die Turmentwicklung entscheidende Schrägmotive aufbauen lassen. Einmal als Schultermotiv die Halbgiebel, die zugleich die Seitenschiffe verkleiden, und dann das große Wimpergfenster im ersten Turmgeschoß. Dessen aus kurzen Tragstücken prachtvoll entfalteter Steiggiebel erscheint durch die seitlich angestemmten Flachgiebel wie hochgeschwungen. Die Turmmasse also lastet nicht, belastet nicht das Mittelportal, sie schwingt sich auf breiten Schultern elastisch hoch. Indem nun aber der Turmwimperg mit denen der Portale die Winkelbreite gemeinsam hat, sie an Größe aber übertrifft, bekrönt und umfaßt er sie. Alle vier Wimperge schließen sich zu einem großen Dreieck zusammen. Das in Frankreich und auch in Straßburg lediglich geschoß- und fensterverbindend gedachte Wimpergmotiv ist also in Reutlingen Auftriebs- und Zusammenschlußfaktor in einem. Über ihm können ruhig Gesimswaagrechten erscheinen und mit Hilfe eines sehr überlegt eingeschobenen Mezzaninegeschosses die Basis für den freistehenden Turmteil bilden. So ist dieser mit einem weiteren Fenstergeschoß und dem Steinhelm ein in sich selbständiges Gebilde. Da nun hier oben das abschließend breiter gespreizte Wimpergmotiv wiederkehrt, ist auch dieses mit dem „Fassadenteil“ verbunden. Turm und Fassade, als Flächen- bzw. Stabwerkzonen einander scheinbar entgegengesetzt, bilden dank ihrer „Komposition“ ein geschlossenes Fassadenganzes. Soweit betrachtet ist es allerdings nur eine Einheit des Aufrisses, der bloßen Flächenordnung, die zustande kommt. Der Turm als Kubus wäre damit noch nicht bewältigt. Erstaunlicherweise hat nun auch hierfür der Fassadenmeister das Nötige getan. Einmal bildete er die Strebepeiler nicht wie in Freiburg scheibenhaft tief (und damit womöglich fassadenzerschneidend) sondern, mehr dicklich breit, kubisch also. An den Fassadenecken entwickeln sie eigene Turmgebilde aus sich, links als Fiale, rechts als Treppenhaus. Schließlich, und das ist für die Wirkung entscheidend, läßt sich die Fassadenwand selbst als etwas Festes und Kubisches auffassen, und zwar durch die Art, wie Wandfläche und Stabwerk zueinander ins Verhältnis gesetzt sind. Während dieses in Frankreich an die Stelle der Wand tritt, sie also wirklich auflöst, „diaphan“ macht, ist es in Reutlingen Relief auf der festen Wand oder aber freies Stabwerk davor. Wie im Innenraum gibt es also auch hier zwei im Kontrast zueinander stehende Schichten, eine feste, folienhafte, auf der sich dann das Gitterwerk der Stäbe, Wimperge, Maßwerke als eine zweite Schicht entwickelt. Und auch dieses bleibt nicht wie in Frankreich linear-normativ gebunden, son-

dern ist gewissermaßen eigenbeweglich, bildet eine *dynamiche* Schicht. Die Wimperge und Fialen können daher an den Wänden aufschließen, diese überspringen (am Turm!); ja aus Flächen- können sie Körper- und Raum-motive werden: So die Wimperge als Dreiergruppe unten an den Strebepfeilern und dann oben am Turmende als helmgebärender Viergiebelkranz, so das tiefenhaft freistehende Stabwerk nach dem berühmten Straßburger Muster. In der Selbständigkeit der zwei Schichten, Wand und Stabwerk, ist also auch der Turm als „Raumkörper“ schon von unten an vorbereitet; und wenn er aus der Stabwerkzone plötzlich rein hervortritt, so hat er diese nicht eigentlich verlassen, sondern nur körperhaft verwandelt. Kubus und Stabwerk stehen wie schon am Langhaus in kontrapostischem, immer neu sich verbindendem Wechselspiel.

Die synthetische Kraft, die sich in diesem Wechselspiele bezeugt, sie ist aber nun offensichtlich die Kraft des Stadtkirchlichen überhaupt. Paul Buchners, des Zoologen Begriffspaar „Spezialisierung und Entwicklung“, für das Wechselverhältnis von Tier und Mensch aufgestellt, kann auch für unseren Fall gelten: „speziell“ und damit früh auf der Strecke bleibt die mönchische Gotik von Zisterziensern und Bettelorden, sich stetig „entwickelnd“, weil universell, von überall her aufnehmend und immer im Fluß bleibend, so geartet treffen wir die Stadtkirchengotik nicht nur in Reutlingen, sondern überall in Deutschland an. Es darf dabei allerdings nicht übersehen werden, daß dies universelle Sich-Entwickeln zunächst noch ein Tasten ist, und daß es sich vorläufig mehr im kleinen vollzieht. So erscheinen auch in Reutlingen die westlichen weit und formsicher ausgebreiteten Stabwerkgebilde eng zusammengezogen, die Kathedrale ist hier gleichsam auf das Notwendigste, das vorläufig Bewältigbare geschrumpft. Es ist zweifellos ein Formatverlust in jedem Sinne, der bei diesem Prozeß eintreten mußte. Denken wir aber ans Städtische, so war er unvermeidlich. Denn nur wenn der kirchliche Baukörper schrumpfte, wurde er kernhaft fest und nur so konnte er zum festen Stadtkern werden. Von der Kathedrale her gesehen war es, wenn man will, eine Mischung aus Barbarei und Freihheit, was in Reutlingen geschah, aber es war auch ein kecker Streich, ein echter Schwabenstreich. Denn vielleicht konnte sich zunächst nur so das scheinbar Unvereinbare vereinen: Kathedrale und Stadt, das Fein-Französische mit dem Derb-Schwäbischen. Und wie so manches Mal in der Geschichte der höheren Dinge war es auch hier der „Umweg über den Widerspruch“ (F. Klingner), der zum Starken und Schöpferischen führte.

Wie sehr im übrigen gerade die Schrumpfung das städtebaulich Fruchtbare, ja gerade das Ausweitung Schaffende war, das zeigt sich, wenn zum Schluß die Reutlinger Kirche in ihrem baulichen Gesamtbezug betrachtet wird. Es gilt dabei ein offenkundiges Mißverständnis zu beheben. Man findet es in der Literatur über die Marienkirche oft bemängelt, daß dem Beschauer der Fassade kein Abstand gegönnt, daß sie zu nah an die Straßenfront gerückt sei.

Ich glaube, daß mit dieser Kritik ihr Sinn verfehlt wird. Denn kommt man vom Marktplatz die Straße herauf, so ist es gerade diese Nähe, die für die Wirkung der Fassade entscheidend ist. Schräg zur Häuserreihe gestellt, empfängt sie uns mit ihren tief in die Wände und Pfeiler gebetteten Portalen als Nische. Dank Nähe und dichter Wandstufung entsteht zwischen Kirche und Straße ein Stück Raum, schmal zwar wie die Schiffe im Innern, aber Kirche und Häuser eng zusammenschließend. Im kontrastvoll zwischen feste Seitenwände gesetzten Stabwerkvorhang des Turmfensters bekräftigt sich dieses Raumhafte als Wesensbestandteil der ganzen Front.

So räumlich nun der Bau von der Marktseite her sich darbietet, so kubisch kommt er von der anderen Seite heraus. Und dies soll er ja auch, denn eben durch das Kubische wird das Strukturwesen der Kathedrale am entschiedensten ins Stadtkirchliche verwandelt. Auch hier nun bewährt sich das leichte Abweichen der Kirchenachse vom Straßenzug; der Bau steht als Ganzes gewissermaßen rittlings zum Straßennetz. Während also die Fassade durch ihr Räumliches und durch die Formbeziehung der Wimperge zu den Häusergiebeln ganz der innigen Verbindung mit dem Straßenzuge gewidmet ist, hebt sich die Kirche als Gesamtkörper kontrastvoll aus ihm heraus. Und für die Wirkung im *Stadtganzen* ist dies betont Kubische, das auch im Rittlingsitz der Fialen, Streben und des Turmhelms sich erweist, ganz besonders bedeutsam. Die beiden hochragenden Turmbollwerke im Westen und Osten markieren aufs kräftigste den Zusammenhang mit den Hauptstraßenzügen. Der gestreckte Längskörper des Schiffs betont deren Abstand. Durch die klare Winkel-form, die zwischen beiden entsteht, verankert sich das Bauganze noch einmal fest am Boden, fest mit der ganzen Stadt; mit dem weit über sie hinausragenden Türmedreieck und den breiten Fassadenschultern umspannt es den Stadtraum. Die Stadtkirchenwirkung des späteren Ulmer, des Straßburger, des Berner Münsters ist vorweggenommen. Und da durch dies alles die Baugestalt etwas so Klares und Ausgeprägtes ist, so kann sie, darin vielleicht, ihre größte Kraft beweisend, auch im Spiel der Reutlinger schönen Landschaftslinien mitspielen, mitbestimmen. Der Dachrücken des Langschiffs spannt sich aufs klarste zwischen Achalm und Georgenberg, der offene rechte Winkel aus Türmen und Schiff steht zu ihren Rundkegeln in vollklingendem Gegensatz. Mit den Höhenwaagrechten des Albtraufs gibt es wieder die schönsten Gleichklänge. Aber auch mit den Kegelformen: die Schulterschräge von Schiff und Fassade stimmt mit den Hügelschrägen zusammen. So lebt der Bau durch das von ihm selbst entfachte Spiel-der Beziehungen mit der Stadt und ihrer ganzen Umgebung, aus beiden ein unverwechselbares Bild, eben das Bild Reutlingens schaffend. Dessen Herr und Diener zugleich ist er „Stadtkirche“ im vollen Sinn des Worts. Die in der Kathedrale sakral gebunden gewesene Ordnung ist mit der Stadtkirche frei in den irdischen Raum getreten; Ganzheit schaffend im höchsten Sinn dünkt sie nicht minder göttlich wie jene.

Die Reutlinger Schuhmacherzunft

Von F. H. Schmidt-Ebhausen

In der Reichsstadt Reutlingen gab es von jeher neben den anderen Handwerken auch das höchst ehrsame der Schuhmacher. Sie waren im Leben eines städtischen Gemeinwesens ebenso notwendig wie etwa der Metzger oder der Bäcker. Daraus erklärt sich auch, daß man von einer Reutlinger Schuhmacherzunft nicht so viel Aufhebens machte wie zum Beispiel von den Gerbern und Färbern, die der Stadt immerhin ein gewisses Gepräge gaben, oder von den Weibern und Wirkern mit ihren berühmten „Reutlinger Artikeln“ und den Druckern, die das heute blühende Verlagswesen begründeten.

Die Schuhmacherzunft läuft eigentlich – und nicht nur in Reutlingen – in historischen Betrachtungen so nebenher. Es ist selbstverständlich, daß sie da war und ist. Und doch hat sie wie all die andern Gewerbe das Gefüge und das Leben einer Stadtgemeinde mit gestaltet und befruchtet. Von einer Schuhmacherzunft in Deutschland ist zum erstenmal 1128 in Würzburg die Rede, also bereits in jener Zeit, als die Handwerker sich überall zu Zünften zusammenschlossen. In Reutlingen wird sie zwar unter den acht Zünften der Zunftverfassung von 1297 noch nicht genannt, wohl aber 1366, in welchem Jahre insgesamt zwölf Zünfte aufgezählt werden, darunter an zehnter Stelle die Schuhmacher. Entsprechend fallen in das 14. Jahrhundert auch die ersten urkundlichen Nennungen von Schuhmachern in Reutlingen; so erscheint als erster im Reigen 1304 Conrad der Suter, dann folgen 1325 Volke Suter, 1344 Haintz der Maiger, der Suter, 1346 Bentz der Dowse (Dohse), Sutor, usw. Die lateinische Berufsbezeichnung „sutor“ ist als Sutter, Sütterlin, Sauter ebenso zum Familiennamen geworden wie Schuhmacher und Schuster, Welch letztere Bezeichnung eine Zusammenziehung ist aus mittelhochdeutschem schuoch-sutaere. Auch Schubart, Schuchhardt und ähnliche gehören hierher; sie sind aus mittelhochdeutschem schuoh-würhte (Schuhwirker) entstanden.

Die Schuhmacherzunft Reutlingen war von Anfang an gut besetzt. Später, in Musterungslisten von 1578 und 1618, zählte man 42 und 43 Zunftgenossen. Doch ist diese große Zahl der Schuhmacher eigentlich nicht verwunderlich in einer Stadt der Gerber. Wo man kunstvoll Leder herzustellen verstand, konnte der Handwerker, der diesem Leder im Schuh Gestalt, Form und Fassung gab, nicht fehlen.

Die Ordnung und Verfassung der Schuhmacherzunft wird im wesentlichen die gleiche wie die der anderen Zünfte gewesen sein. Eine solche Zunftordnung der Reutlinger Schuhmacher von 1604 enthält vor allem Verhaltungsvorschriften beim Besuch der Wirtshäuser und die entsprechenden Strafandrohungen. Doch gaben sich im Juni 1607 die ledigen Schuhknechte, wie die Schuhmachergesellen insgemein hießen, in Reutlingen und „umlie-

genden Städten“ eine neue Ordnung, weil sie „allhier keine eigene Stube oder Herberge haben“ und damit vorschreitende Zunftangehörige von auswärts in der Stadt von einem Wirtshaus zum andern laufen müssen. So wurde also der ehrsame Rat gebeten, den „allhier in Arbeit stehenden“ Schuhknechten eine eigene Herberge zuzugestehen, „damit, wann ein Schuhknecht oder Jung alher kommt, daß er weiß, wo er aus- und einziehen soll“. Diese Ordnung sah vor, daß jeder Zunftangehörige „alle vier Wochen vier Pfennige und alle Quatember einen Batzen in ein Laden oder Büches zu legen“ habe. Diese Kasse sollte der Unterhaltung der Herberge dienen und darüber hinaus in Krankheitsfällen Unterstützungen gewähren, daß ein erkrankter Zunftgenosse „nicht gleich ins Spital oder den Herren heimfiele“.

Zur Durchführung dieser Ordnung wurden zwei Meister und zwei ledige Schuhknechte gewählt, von denen je einer in halbjährigem Turnus dem andern Vorsteher sein sollte. Im übrigen umfaßten die 33 Artikel dieser Ordnung genaue Verhaltungsvorschriften und Strafandrohungen vom göttelästerlichen Fluchen bis zur einem ehr samen Schuhmacher gemäßen Kleidung. So durften Schuhknechte oder Jungen nicht ohne Mantel und Wehr auf der Gasse spazieren, nicht ohne Strümpfe auf die Gasse gehen oder in der Werkstatt sitzen. Alle vier Wochen stand ihnen ein „Badtag“ zu. Jeder Zunftgenosse war gehalten, für einen Neuankömmling bei den Meistern um Arbeit zu schauen.

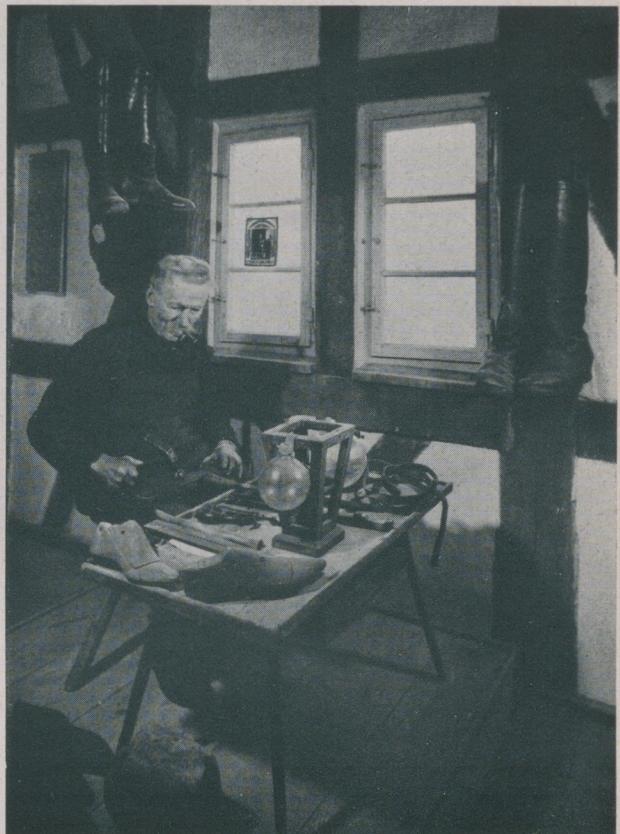
Das Reutlinger Zunfthaus der Schuhmacher war ein in der Judengasse gelegenes Steinhaus, wo vormals die Synagoge gewesen sein soll. Am Ende des 16. Jahrhunderts war die Schuhmacherzunft in einem Hause an der Barfüßergasse untergebracht.

Die zahlreichen Schuhmacher in Reutlingen haben sicher nicht nur die Reutlinger Bürger mit den Erzeugnissen ihrer edlen Kunst bedient, mit Rohrstiefeln für die Männer, mit Halbschuhen, Zug- und Schnürstiefeln für die Weiblichkeit, in älterer Zeit mit Bärenklauen, Entenschnäbeln, Stelzenschuhen und wie die Formen je nach der herrschenden Mode einst waren. Sie sind auch bis in das vergangene Jahrhundert hinein in die umliegenden Ortschaften, vor allem auf die abgelegeneren Höfe und Mühlen, auf die „Stör“ gegangen. Die Störarbeit, das heißt die Arbeit der Handwerker in den Kundenhäusern, war gerade für die Schuhmacher ein wichtiger Bestandteil ihrer handwerklichen Tätigkeit. In den Kundenhäusern hielten sie sich je nach Anfall der Arbeit längere Zeit auf, sie gehörten in dieser Zeit zum Hof, zur Familie im weiteren Sinn. Sie waren gern gesehen, brachten sie doch viel Neuigkeiten mit vom Geschehen draußen in den Städten und in der Welt. Während der „Stör“ wurde das gesamte Schuhwerk aller Familien-

und Hofangehörigen instand gesetzt und neu gefertigt, Der Taglohn auf der Stör betrug im vorigen Jahrhundert bei freier Kost etwa 20 bis 24 Kreuzer.

Das Handwerk des Schuhmachers war von je ein besinnliches Handwerk. Jakob Böhme und Hans Sachs stehen für viele ihrer Zunftgenossen. Das Schuhmachen ist ja bis in die Neuzeit hinein ein ausgesprochenes Handwerk geblieben. Jahrhunderte hindurch wurden die Schuhe aller Art nur genäht. Wenn je einmal Nägel gebraucht wurden, so waren auch diese Handarbeit aus der Nagelschmiede. Erst der Holzstift brachte eine Umwälzung in der Schuhherstellung, neben ihm natürlich auch die Näh-, Nagel-, Ausputz- und Walzmaschinen. Eine weitere grundlegende Neuerung brachten dann die verschiedenen Klebverfahren. Alle diese Neuerungen aber sind jung und erst etwa seit der Mitte des letzten Jahrhunderts aufgekommen. Der Erdöllampe und der elektrischen Beleuchtung mußte die gute alte Schusterkugel weichen, ohne die eine alte Schuhmacherwerkstatt nicht denkbar ist. Die große, mit Wasser gefüllte Glaskugel stand auf dem Werktisch zwischen der Lichtquelle und dem Werkenden. Sie verstärkte den Schein des bescheidenen Öl-lämpchens und konzentrierte ihn auf das Werkstück. Ihre Kugelform, ihr ruhiges Leuchten führten die Gedanken des still über seine Arbeit gebeugten Schuhmachers hinaus in die Welt, hinauf zum Ewigen. Von seinem ruhigen Sitz aus beobachtete er das Leben und Treiben auf Gassen und Plätzen. Die schönen und geraden, die häßlichen und krummen Füße, denen er das passende Kleid zu machen hatte, gaben ihm manchen Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen ein. Über alle Neuerungen und Verbesserungen der Gegenwart hinweg hat sich der Schuhmacher doch noch einen guten Teil echten Handwerkertums bewahren können. Fast kann man den dreibeinigen Schemel, der durch Jahrhunderte hindurch seine einmal erdachte praktische Form nicht geändert hat, als Symbol der Beständigkeit und der handwerklichen Treue betrachten.

Nur in der stillen Besinnlichkeit der Schuhmacherwerkstatt konnte die philosophische Erkenntnis gedeihen, daß es nicht gut sei, „alles über einen Leisten zu schlagen“. Die Reutlinger Schuhmacher haben zwar keinen Jakob Böhme oder Hans Sachs unter ihren Zunftahnen, doch mag auch manch einer der Ihren in der Verbogenheit seiner Werkstatt zu ähnlich hohem Gedankenflug sich erhoben haben, ohne daß es der Nachwelt bekannt wurde. Aber einer hat einmal auf wunderliche Weise die Richtigkeit des schon dem alten Plinius zugeschriebenen Wortes „Schuster, bleib bei deinen Leisten“ an sich erlebt und seiner Mitwelt bewiesen. Das war der Reutlinger Pfarrerssohn Johann Philipp Laubenthaler. Er stieg vom Schuhmacher zum Zunftmeister, zum Stadtrichter und schließlich gar, erstmals 1655, zum Bürgermeister der guten Stadt Reutlingen empor. Zweifellos war er ein fähiger Kopf, aber auch überaus ehrgeizig und ruhmsüchtig. Als er Dreibein, Schusterkugel und Werkstatt verließ, ließ er darin den geraden und auf-



In der Schusterwerkstatt

Aufnahme: Näher

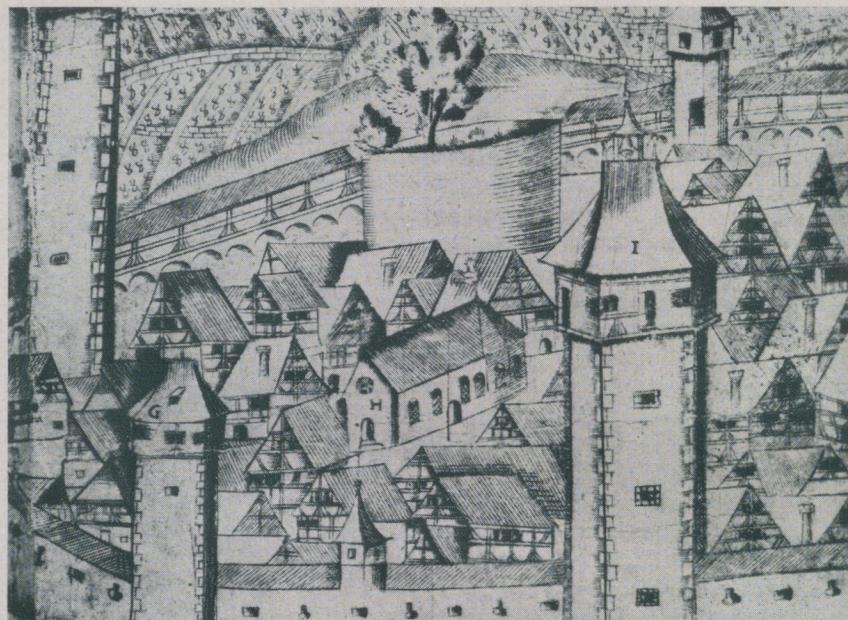
rechten Sinn des ehrlichen Handwerkers zurück. Die Macht, die er gewann, stieg ihm zu Kopf, so daß er sich in einer Staatskutsche durch Reutlingen fahren und endlich in den Adelsstand erheben ließ. In seiner Amtszeit fallen die fürchterlichen Hexenverfolgungen in Reutlingen, und es wird ihm vorgeworfen, daß er an ihnen tätigen Anteil hatte. Er verstand es, während seiner Amtszeit zu großem Vermögen und Grundbesitz zu kommen. Sein Tod aber im Jahre 1683 wurde von den Reutlingen als Erlösung von tyrannischem Joch empfunden.

Aus dem 16. und 17. Jahrhundert ragen noch bis in die Neuzeit mehrere Reutlinger Schuhmacherfamilien hinein, so die Benz, Eisenlohr, Hausmann, Launer, Schmid, Spengler und Weiß. Das Reutlinger Heimatmuseum beherbergt eine vollständige Schuhmacherwerkstatt aus der alten Zeit, als noch die Schusterkugel ihr mildes Licht über den Werktisch breitete. Unser Bild zeigt an diesem Werktisch, auf dem Dreibein sitzend, den heute etwa 80jährigen Schuhmachermeister Robert Zwissler. Die Zwissler sind ebenfalls eine alte Reutlinger Schuhmacherfamilie, von der erstmalig schon 1578 ein Joachim Zwissler als Angehöriger der Schuhmacherzunft genannt wird.

Probleme der Reutlinger Stadtgeschichte

Von

Johann Jakob Sommer



Aus der Stadtansicht von 1620 von Ludwig Ditzinger:
Nördl. Stadtteil mit der Nikolaikirche

Unter den württembergischen Städten nimmt Reutlingen einen hervorragenden Platz ein und schon im Mittelalter zählte die Reichsstadt im schwäbischen Kreis zu den bedeutenderen und stand in ihrer Größe zumeist an fünfter Stelle hinter Ulm, Heilbronn, Esslingen und Hall. Es nimmt daher nicht wunder, daß die Geschichte Reutlingens besonders in den letzten hundert Jahren eine eingehende Bearbeitung erfahren hat. Die Namen Gayler, Gratianus, Memminger, Schön und Maier legen Zeugnis ab von den Ergebnissen dieser Forschungsarbeiten. Und doch gibt es in der Stadtgeschichte von Reutlingen eine ganze Anzahl ungeklärter Punkte und Fragen, die noch der Lösung harren. Dabei sei besonders auf die kritische und sorgfältige Darstellung von W. Jäger über die Reutlinger Siedlungs- und Verfassungsgeschichte hingewiesen. Es soll nun nachstehend über eine Reihe der noch offenstehenden Fragestellungen berichtet und gezeigt werden, was für Wege zu ihrer Lösung noch möglich sind.

Versucht man, sich ein geisteswissenschaftliches Bild von der geschichtlichen Entwicklung Reutlingens im Sinne Jakob Burkhardt's zu machen, so wird einem sofort deutlich, wie dürftig und mager das Ergebnis der Bemühungen in einer solchen Richtung wird. Schon die Anfänge der Stadt und der Siedlung Reutlingen geben uns allerlei Rätsel auf. Es ist eine Tatsache, daß wir Reutlingen erst verhältnismäßig spät urkundlich sicher nachweisen können (1145 bzw. die Stadt betreffend 1241) und daß wir daher nur auf die Berichte in den Zwiefalter Chroniken von Ortib und Sulger angewiesen sind, die in manchen Punkten wohl unrichtig sind. Eine der wesentlichsten Fragen, die noch offenstehen, dürfte die nach den Grund-

herren sein zur Zeit der Stadtgründung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Sicher ist, daß die Grafen von Achalm maßgeblich an dem Besitz und den grundherrlichen Rechten beteiligt waren, die nach ihrem Aussterben um 1190 über Werner v. Grüningen, die Gämtinger und Neuffen an den Kaiser kamen. Entscheidend für den Übergang an die Staufer dürfte wohl gewesen sein, daß der letzte Inhaber der Feste Achalm, Heinrich v. Neuffen, sich mit dem König Heinrich verbündet hatte, der sich gegen seinen Vater Friedrich II. auflehnte. Nach der Niederwerfung des Aufstandes fiel die Achalm mit allen Grundrechten in die Hand des Kaisers. Es gibt nun eine Reihe von Gründen, die dafür sprechen, daß die Achalmer nicht den ganzen Ort Reutlingen in Besitz gehabt haben können. Zunächst ist schon auffallend, daß bei den Stiftungen für das Kloster Zwiefalten von den Grafen Achalm und ihren Dienstmannen nur eine aus dem Bereich der Siedlung Reutlingen verzeichnet wird, während die Umgegend ja zahlreich vertreten ist. Dann läßt sich urkundlich nachweisen, daß die ja im allgemeinen im Besitz der Grundherren befindlichen Mühlen in Reutlingen nicht im Besitz der Achalmer waren. Jäger schließt allerdings aus der Bezeichnung Vogtzmühlen und aus einem Verzicht des Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg „auf den Nutzen aus der Kirche zu Reutlingen, den sie wegen des Vogteirechtes auf Achalm gehabt haben“ (1345), daß die Achalmer doch im Besitz der gesamten grundherrlichen Rechte in Reutlingen gewesen seien. Dieser Schluß erscheint insofern nicht absolut zwingend, als es sich dabei auch um Vogteirechte von dritter Seite gehandelt haben könnte – Ein weiterer

merkwürdiger Umstand siedlungsgeschichtlicher Natur ist nun, daß wir im Bereich der Reutlinger Ursiedlung zwei Friedhofsanlagen kennen, nämlich einmal der noch heute in Benutzung befindliche uralte Begräbnisplatz unter den Linden, auf dem sich die alte Pfarrkirche St. Peter und Paul „in den Weiden“ befand, die im 16. Jahrhundert niedergeissen wurde und dann an der Nikolaikirche, wo in so weitem Umfange Grabfunde gemacht worden sind, daß man wohl schon von einem Friedhof sprechen muß. Da sich mit beiden Kirchen keine klösterlichen Anlagen in Verbindung bringen lassen, so bleibt bei der geringen Entfernung voneinander (etwa 600 Meter) keine andere Erklärung über, als daß es sich um die Begräbnisstätte von zwei grundherrlichen Siedlungsbezirken gehandelt haben muß. Die verschiedenen Siedlungskerne Reutlingens bei der Wirtschaft zum See nach Pfullingen heraus und beim Friedhof sind mehrfach untersucht worden. Trotz der Einwände möchte ich auf die von Albrecht und Jäger bereits behandelte Frage einer Ursiedlung in der Gegend der heutigen Hofstattstraße nochmals hinweisen. Das Straßenbild in diesem ältesten Teil der Stadtanlage erscheint mir im Gegensatz zu den anderen Stadtteilen so unregelmäßig, daß man eine Vorbesiedlung annehmen möchte. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Bezeichnung Hofstatt. Die bisherige Erklärung, daß der Name vom Bebenhäuser Hof herrühre, erscheint mir nicht ausreichend. In einer Urkunde vom Anfang des 15. Jahrhunderts wird bei einem Haus in der Metmannsgasse (=Catharinengasse) als Angrenzung der „Hof“ genannt. Die Lage des Hauses ist zu entfernt, als daß sie mit dem Bebenhäuser Hof in der Bindergasse (=untere Wilhelmstraße) in Beziehung gebracht werden kann. Es muß sich entschieden um eine Hofanlage gehandelt haben, wobei die Frage nach dem ursprünglichen Besitzer zunächst offenbleibt. Weitere Aufschlüsse erhält man nun, wenn man die Besitzverhältnisse der Klöster in unserer Stadt verfolgt. Es handelt sich dabei um Bebenhausen, Zwiefalten, Marchtal, Salem und Königsbronn sowie schließlich noch um Pfullingen, wobei das Kloster Pfullingen neben einem Speicher bzw. Scheuren beim oberen Tor (wahrscheinlich beim großen Café Finckh) noch das Nonnenhaus (Ecke Marktgäßlein und Metzgerstraße) besaß. Die Urbare dieser Klöster reichen nun im allgemeinen nur bis ins 15. Jahrhundert zurück, wobei das Reutlinger Urbar des Klosters Zwiefalten bisher überhaupt noch nicht aufgefunden werden konnte. Am weitesten zurück gehen die Aufzeichnungen in Bebenhausen, wo wir ein Lagerbuch von 1356 besitzen, in dem der ganze Reutlinger Besitz verzeichnet ist. Danach bestand der Bebenhäuser Hof in der Bindergasse in jener Zeit aus einer Behausung, Kornspeicher, Scheuren und Kelter, wobei das Wohnhaus unter einem Dach aus einem Stein und Fachwerkteil bestand. Noch interessanter sind vielleicht die übrigen Grundbesitzverhältnisse. Denn während es sich bei den übrigen Klöstern im allgemeinen um Streubesitz handelt, wie es bei dem Ursprung durch die Schenkungen von verschiedenen Per-

sonen zu erwarten ist, liegen bei Bebenhausen die Dinge anders. Der gesamte Besitz gliedert sich im wesentlichen nach dem Urbar von 1356 in drei große Grundstückkomplexe, und zwar 1. der Hof, 2. ein aus 32 Grundstücken bestehendes Gelände am „neuen Weg“ und 3. 30 weitere Grundstücke vor dem Unteren Tor nach St. Peter zu, das heißt also im Gebiet der Ursiedlung Reutlingen. Wichtig ist nun die Lage des „neuen Weges“,



Siegel des Reutlinger Spitals an einer Urkunde von 1344
(die Umschrift lautet: S. Hospitalis infirmor. in Rutlingen)

die sich mit absoluter Genauigkeit leider bisher nicht angeben läßt. Mit Bezug auf das Gelände heißt es nur, daß es der „Hollenwiese“ benachbart war und vordem den „Richen“ gehört hat. Wir finden die Namen Riche und Holle in den Reutlinger Nonnenhäusern, der „Richen-“ und „Hollensammlung“ wieder, jenen Frauenorganisationen, die sich vor allem karitativen Aufgaben zuwandten. Es ist nun interessant, daß der Name Richen¹ zwar nicht in Reutlingen vorkommt, aber in Tübingen eine Rolle spielt, wo die Familie zur ältesten Ehrbarkeit gehörte. Die Beziehungen, die sich zu Tübingen ergeben, erscheinen nicht ohne Bedeutung. 1247 hören wir sogar von einer Schenkung von Reutlinger Gütern an das Kloster Bebenhausen durch den Pfalzgrafen Rudolph von Tübingen, die vordem Werner v. Pfullingen zu Lehen gehabt hat. Faßt man alle diese Gesichtspunkte zusammen, so erscheint es nicht ganz abwegig, grundherrliche Rechte auch in Richtung auf die Tübinger Pfalzgrafen zu suchen. Eine genaue Verfolgung der Besitzverhältnisse in der Reichsstadt in der ersten Zeit wird da noch eine Aufklärung bringen. Dafür, daß wir in den Urkunden

¹ In der gleichen Quelle wird noch der „Richen Turm“ genannt.

so wenig Beziehungen zu den Tübinger Pfalzgrafen finden, mag auch der Umstand sprechen, daß auch Pfalzgraf Rudolph II. sich auf die Seite des Gegenkönigs Heinrich gegen Friedrich II. gestellt hatte. Nach der Niederwerfung des Aufstandes haben die Tübinger gewiß allen Grund gehabt, die kaiserlichen Pläne auf eine Stadtgründung in Reutlingen nicht zu stören. Berücksichtigt man, daß die Stadtgründung von Reutlingen weder durch einen Ortsherren (Bischof, Fürstensitz) noch durch die Verkehrslage (es gab eigentlich keine bedeutende Handelsstraße, an der Reutlingen lag) bedingt ist, so könnte man sich vorstellen, daß für Friedrich II. gewisse politische Gesichtspunkte mitgesprochen haben in der Richtung eines Gegengewichts gegen die in ihrem Treueverhältnis schwankenden Grundherren der Nachbarschaft.

Einen Beitrag zur Geschichte der Anfänge der Stadt Reutlingen wird auch die Entwicklung des Spitals liefern. Auf Grund der Inventare und von Einzelurkunden läßt sich die Baugeschichte eingehender verfolgen. Einen weiteren Schluß kann man auch aus dem Spitalsiegel ziehen, das bei zwei Urkunden noch vorhanden ist. Das Siegelbild zeigt erstaunlicherweise keine Simmbilder des Heiligen Geistes, wie überhaupt die Bezeichnung als Heilig-Geist-Spital erst am Ende des 15. Jahrhunderts urkundlich feststellbar ist. Eine Frauengestalt, die aus einer Spindel, die sie unter dem Arm hält, einen Faden zieht, macht die heilige Elisabeth wahrscheinlich. Obwohl diese Heilige sonst in Württemberg nicht häufig ist, gibt die Tatsache, daß das Eßlinger Spital auch der hl. Elisabeth und der hl. Katherina geweiht war, einen Anhaltspunkt. Andrereits ist ja bekannt, daß der Kaiser Friedrich II. der heiligen Elisabeth besondere Ehrungen zuteil werden ließ.

Schließlich sollte der Geschichte der Bewohner der Stadt, die die Entwicklung zur Reichsstadt mit zahlreichen Privilegien getragen haben, besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Unsere Kenntnisse sind bisher noch außerordentlich arm, handelt es sich nun um den ersten urkundlich bekannten Bürgermeister Albrecht Becht (1297), der als erster die Wünsche der Bürgerschaft gegenüber dem kaiserlichen Schultheiß vertreten hat, oder um den Bürgermeister Jakob Becht, der Kaiser Maximilian in Reutlingen empfangen hat und durch dessen Geschick die Stadt das Schultheißenamt und eine Anzahl weiterer Privilegien erwerben konnte (1498). Wir wissen nicht einmal genau, wer der Bürgermeister der Stadt 1377 war, der die Reutlinger in der siegreichen Schlacht vor den Toren der Stadt anführte, es sind uns nur Heinz Wachsmanger und Claus Tettinger als Richter bekannt. Auch die Persönlichkeit des Eberhard Becht, in dessen Amtszeit als Bürgermeister die innerpolitische Umwälzung und die Erfüllung der Forderungen der Zünfte erfolgte, bleibt in Dunkel gehüllt. Auffallend ist das Verschwinden jeglichen Patriziats in Reutlingen. Es haben zwar in der späteren Zeit (16./17. Jahrhundert) noch Vertreter des Adels und der patrizischen Schicht ihren

Aufenthalt in Reutlingen genommen, aber sie sind in der Stadtregierung nicht mehr hervorgetreten (Ehinger, Mengenzer v. Felldorff, Spengler v. Neckerau sowie die wohl zur Ehrbarkeit zählenden Familien Lutz – Wappen mit den drei Jochen – und Hipp v. Remmingsheim). Als einzige Familie, die vom Adel kommend und dann im Bürgertum aufgegangen ist, wäre die Familie Werenwag zu nennen, die kurz nach 1510 in die Stadt gekommen sein muß. Um 1530 kennen wir bereits drei Vertreter der Familie, Georg, Marx und Jakob W., mit ansehnlichem Besitz. Durch die obenerwähnten Lagerbücher der Klöster, durch den Bestand an Gültbriefen im Stadtarchiv sowie vor allem auch durch das neu aufgefondene Fragment eines städtischen Steuerbuches von 1322/23 kennen wir zahlreiche Namen der Bürger. Es fällt auf, daß die Namen der ältesten Zeit völlig verschwunden sind. Es sind ganz wenige Namen, die sich erhalten haben, worunter vor allem die Familie Gayler zu nennen wäre. Die heute als alte Reutlinger bekannten Familien dürften zum größten Teil um die Wende des 15./16. Jahrhunderts erst nach Reutlingen eingewandert sein, ein Zeitabschnitt der Reutlinger Geschichte, in dem die Stadt eine Blütezeit gehabt haben muß, wie uns die Kunstwerke des Taufsteines und des Heiligen Grabes in der Marienkirche noch heute beweisen. Hier tritt auch die Frage auf, warum die patrizische Schicht in Reutlingen so völlig verschwunden ist. Ich glaube nicht, daß es die innerpolitischen Umwälzungen und die absolute Herrschaft der Zünfte allein war, die zur Abwanderung des Patriziats geführt hat (Ungelter nach Ulm, Becht nach Eßlingen/Heilbronn und so weiter), sondern die Grenzen der wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten für einen Großhandel beziehungsweise einen großräumigen Markt werden auch das ihre dazu beigetragen haben, neben dem natürlichen Prozeß des Aussterbens der Familien. Es ergibt sich nun für den Genealogen die reizvolle Aufgabe, zu untersuchen, ob sich noch Blutslinien aus dem Patriziat über das Bürgertum bis zur Neuzeit verfolgen lassen. In einigen Fällen konnte dieser Nachweis erbracht werden, wozu die Familien Kenngott-Lutz-Becht, Gayler-Schmid-Hainlin-Becht, Lumpf-Becht zählen. Als Maßstab für den Wert der bevölkerungsmäßigen Substanz hat dabei wohl nicht so sehr das Auftreten von überragenden und bedeutenden Persönlichkeiten zu gelten, sondern ebenso sehr die Art, wie die Bürgerschaft bedeutende Männer in ihrer Mitte getragen und geduldet hat. Während im 16. Jahrhundert das gemeinsame Eintreten für eine Persönlichkeit wie den Reformator Alber trotz aller Bedrohung als vorbildlich bezeichnet werden muß, so finden wir in dem Verhalten der Bürger zu Männern wie Matthäus Beger oder Johann Jakob Eisenlohr manche Zeichen des Neides und der Mißgunst, die wir als Verfallserscheinungen deuten müssen. Dieser kurze Überblick möge genügen, um zu zeigen, welche Möglichkeiten sich noch beim Studium der Reutlinger Stadtgeschichte bieten. Sie liegen zwar nicht auf der Hand, aber dem ernsthaft Suchenden winken wichtige und neue Ergebnisse.

Die Nebelhöhle in der Literatur

Von Hans Widmann

Keine Höhle unserer schwäbischen Heimat hat ein solches Maß literarischer Berühmtheit erlangt wie die Nebelhöhle. Seit *Wilhelm Hauff* im Jahre 1826 seine Dichtung „Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte“ hat erscheinen lassen, sind Lichtenstein und Nebelhöhle in der allgemeinen Vorstellung mit dem Namen und den Geschicken des Herzogs Ulrich von Württemberg unloslich verknüpft. Die Frage nach dem geschichtlichen Gehalt der Dichtung legt sich nahe und ist wiederholt gestellt worden. *Gustav Schwab*, der das Werk mit „den Augen des poetischen Lesers“ betrachtete, sagt in der Vorrede zu der 1837 besorgten Ausgabe, Hauff habe den Stoff so gestaltet, „daß man nicht mehr weiß, was Historie und Dichtung an der Erzählung ist“. In gelehrter Untersuchung über den „geschichtlichen Kern von Hauffs Lichtenstein“ (Stuttgart 1904) hat sich *Max Schuster* eingehend mit der Frage befaßt. Mit demselben Ziel – die reine geschichtliche Wahrheit zu finden – hat *Hermann Haering* neuerdings ein Bild des Herzogs Ulrich entworfen, das sich von der „in romantische Irrgänge führenden“ Darstellung Hauffs ganz wesentlich unterscheidet (in der Zeitschrift *Schwäbien* 1941, S. 179–193, sowie in den Blättern des Schwäbischen Albvereins 57. 1951, S. 73–75).

Hier beschäftigen uns diese Dinge nur insoweit, als die Nebelhöhle durch *Wilhelm Hauff* Gegenstand dichterischer Schilderung geworden ist. Die Nachricht, daß der flüchtige Herzog Ulrich nachts vor das Schloß Lichtenstein gekommen sei und auf den Ruf: „Der Mann ist da“ Einlaß gefunden habe, wird schon von *Martin Crusius* in seinen stoffreichen „Annales Suevici“ (Frankfurt 1595/96) wiedergegeben.

Daß Ulrich sich tagsüber in der Nebelhöhle aufgehalten habe, steht jedoch nicht bei Crusius. Die Verbindung des Herzogs Ulrich mit der Nebelhöhle beruht auf der freien Erfindung von Hauff, der Geschichte, Sage und Eigenes verwoben hat. Crusius beschreibt die (urkundlich erstmals 1486 belegte) Nebelhöhle nach ihrem landschaftlichen Charakter im „Liber paraleipomenos“, einem ziemlich umfangreichen Anhang seiner *Annales Suevici* (Frankfurt 1596). Dort heißt es im Kapitel XII: „... Südlich (von Pfullingen) liegen die Dörfer Hauen (=Unterhausen) und Oberhausen, und zwischen diesen fruchtbare Obstfelder und Steinbrüche, wie auch bei Honau. Zwischen beiden Dörfern erstreckt sich ein langes Tal gegen Süden; dort ragen auch hohe Berge und Felsen auf. Einer dieser Felsen ist besonders zu erwähnen: durch diesen zieht sich eine Höhle sehr weit; Leute, die mit Lichtern schon öfters in sie eingedrungen sind, haben ihr Ende nicht finden können. Doch gelangt man (in der Höhle) an eine gefährliche Erhebung, wo es wieder Licht ist,

und tief darunter ist ein helles Wasser, das bis auf den Grund durchsichtig ist. Diese Höhle wird Nebel-Loch (nebulorum foramen) genannt. Wenn nämlich aus der Höhle bei heiterem Wetter Nebel aufsteigen, folgen Regen und Unwetter; die Umwohner kennen dies aus langer Erfahrung.“

Diese Beschreibung wird im vollen Wortlaut in der bekannten *Topographia Sueviae* (Frankfurt 1643) angeführt, die in der Regel unter dem Namen ihres Verlegers und Illustrators, des Kupferstechers *Matthaeus Merian*, zitiert wird, während der Text (zu dieser und den anderen Topographien des Gesamtwerks) von *Martin Zeiller* verfaßt ist.

Auf Zeiller beruft sich die Dissertation von *Johann Matthaeus Brigelius* (Briegel) aus Reutlingen, die dieser 1685 in Tübingen unter dem Titel: *De inferno naturali* hat erscheinen lassen (Praeses: Johann Ludwig Mögling). Kühn sei – so führt der Verfasser im Vorwort aus – die Liebe des Orpheus gewesen, der den Schrecken der Unterwelt getrotzt habe, um Eurydike wiederzuerlangen: kühn sei auch seine Liebe, und wenn es ihm nicht um die Gewinnung von Eurydike gehe, so darum, die Wahrheit, seine erwählte Braut, aus dem verborgenen Schoß der Natur ans Licht zu holen, ohne Rücksicht auf die Zähne der Verleumdung, die noch schärfer seien als die des Cerberus.

Nach weiteren, sehr allgemein gehaltenen Ausführungen über das Erdinnere, *De interno naturae*, kommt er schließlich auch auf die Nebelhöhle zu sprechen. Geführt von einem Bauern habe er die Höhle begangen und frühere Berichte, darunter den von Zeiller, an der eigenen Anschauung prüfen können. Gegenüber der (von Zeiller aus Crusius übernommenen) Angabe, die Höhle sei noch nicht bis zu Ende begangen worden, nimmt Briegel für sich in Anspruch, diese bis zum äußersten Ende durchschritten zu haben – eine Behauptung, die sich näherer Prüfung entzieht, da er keine Maße angibt. Briegel befaßt sich dann noch kurz mit den aus der Höhle aufsteigenden Nebeln, wobei er sich der Deutung anschließt, daß diese der Höhle den Namen gegeben haben; schließlich versucht er, die Doppelbildung der an den Decken hängenden und vom Boden aufsteigenden Tropfsteine zu erklären.

Eine – im Vergleich zum Titel eher kurze – Beschreibung der Nebelhöhle gibt *W. C. Wölffing*, damals Apothekerlehrling in Pfullingen, in seiner 1715 zu Reutlingen erschienenen Broschüre („Außführliche Beschreibung deß Nebel-Lochs . . .“). Wölffing berichtet, er habe „das Nebel-Loch schon vielmahlen pro curiositate in die Länge und Quere durchstöhret“ und seine Beobachtungen zu eigener Delectation aufgezeichnet. Sein Bericht zeugt von

einer durch wiederholte Begehungen erlangten Vertrautheit mit der Höhle. Als landläufige Meinung teilt er mit, „es seye wunderschön in dem Nebel-Loch, aber auch fürchtig und gefährlich“.

Daß *Jeremias Höslin* in seiner „Beschreibung der Württembergischen Alp, mit landwirtschaftlichen Bemerkungen“ (Tübingen 1798) die Nebelhöhle unter Hinweis auf eine (von ihm nicht näher genannte) Beschreibung nur mit einem kurzen Satz erwähnt, wird man bei dem Charakter dieses Werkes des ehemaligen Böhringer Pfarrers nicht verwunderlich finden. Höslin, dessen Buch acht Jahre nach seinem Tod von seinem gleichnamigen Sohn herausgegeben wurde, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Vorurteil zu entkräften, als sei die Alb „rauher, unfruchtbare und unangenehmer als Siberien“ (so!), aber er tut dies, wie schon der Titel besagt, nicht etwa durch Lobpreis der Schönheiten der Landschaft, sondern im Blick auf die landwirtschaftliche Nutzung und die Möglichkeiten, die Erträge zu steigern.

Wie ganz anders wird die Landschaft ergriffen und gestaltet in dem 25 Jahre später erschienenen Buch „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb ... Wegweiser und Reisebeschreibung ...“ (Stuttgart 1823)! Zum Verfasser hatte es *Gustav Schwab*. Hatte Höslin sein Buch mit „landwirtschaftlichen Bemerkungen“ versehen, so schmückt der romantische Dichter und Sagenforscher seinen Wanderführer – den ersten der Alb, der dieses Prädikat verdient – „mit eingestreuten Romanzen und andern Zugaben“, wie gleichfalls der Titel, bezeichnend genug, ankündigt.

Schwab beschreibt die Nebelhöhle nicht bloß geographisch wie seine Vorgänger: es ist der Dichter, der die Landschaft erlebt und andere erleben läßt – hier bei der Beschreibung der Höhle, „voll schöner, glänzendweißer Felsen, die das dunstende Wasser sammeln und dem Auge in silbernen Schalen entgegenhalten“, wie im ganzen Werk. So auch bei der Beschreibung der Aussicht vom Lichtenstein. Für dessen Geschichte hält sich Schwab an Crusius. In diesem Zusammenhang wird die Erzählung von Ulrich wiedergegeben, der des Nachts vor das Schloß kam, und dies ist die Stelle, zu der *Wilhelm Hauff* die Anmerkung machte (II 7): „Wo aber wohnte er den Tag über? Wo hielt sich der Vertriebene auf? Die Frage lag sehr nahe.“

„Der Mann ist da!“: um diesen Kern rankte sich die Dichtung *Wilhelm Hauffs*. Die Beschreibung, die er darin (im fünften Kapitel des zweiten Teils) von der Nebelhöhle gibt, ist ein Glanzstück landschaftlicher Dichtung, bei dem der Leser die Frage nach der Geschichtlichkeit vergißt.

Es bleibt uns noch, daran zu erinnern, daß mit der Höhle, die der Tübinger Humanist *Winmann* (Weinmann) ums Jahr 1530 in der Schwäbischen Alb besuchte und die auch Herzog Ulrich besichtigt hatte, nicht die Nebelhöhle gemeint sein kann, sondern das Sontheimer Erdloch, wie

es sich auch bei dem Bericht von Winmanns Freund *Reysmann* nicht um die Nebelhöhle handelt (vgl. dazu *Eugen Schneider*, Württ. Vierteljahrsshefte für Landgeschichte, N. F. 14. 1905, S. 289–292, und [*Eugen Nägele*], Blätter des Schwäbischen Albvereins 18. 1906, Sp. 199–202).

Als *Gustav Schwab* seinen Albführer schrieb, mußte er die Schwäbische Alb erst entdecken. Oft genug empfiehlt er die Mitnahme eines Führers. In einer wanderfreien Zeit wurden dann Punkte wie Lichtenstein und Nebelhöhle zu Massenzielen. König Friedrich bereits hatte die Nebelhöhle zugänglicher machen und einige Male festlich beleuchten lassen, so daß sie viele anzuziehen begann; so wurde das volkreiche (manchem wohl allzu volkreiche) Treffen am Pfingstmontag – wie es etwa in der „Schwäbischen Chronik“ von 1840, S. 661 geschildert wird – zur festen Tradition.

Neuer Ruhm fügte sich für die Höhle zu altem, als im Jahre 1920 die „neue Nebelhöhle“ entdeckt wurde, eine Fortsetzung voll prächtiger Naturgebilde, zu denen noch keines Menschen Fuß vorgedrungen war. Daß dann freilich Konkurrenzneid der Marktgemeinden zu künstlicher Absperrung durch eine Mauer führte, und daß elf Jahre vergingen, bis schließlich doch unter gemeinschaftlicher Verwaltung das Ganze der Höhle erschlossen wurde, ist ein etwas peinlicher, wenn auch glücklicherweise kleiner Ausschnitt aus der comédie humaine.

Auf naturwissenschaftliche Beschreibungen der Höhle aus neuerer Zeit einzugehen kann nicht unsere Aufgabe sein. Im Vorübergehen aber darf noch an *David Friedrich Weinland* erinnert werden, in dessen (erst jüngst in neuer Bearbeitung aufgelegtem) „Rulaman“ die Nebelhöhle als „Nallihöhle“ erscheint.

Zum Schluß stehe hier ein Ausschnitt aus Hauffs Beschreibung der Höhle:

„Glänzend weiße Felsen faßten die Wände ein, kühne Schwibbögen, Wölbungen, über deren Kühnheit das irdische Auge staunte, bildeten die glänzende Kuppel; der Tropfstein, aus dem diese Höhle gebildet war, hing voll von vielen Millionen kleiner Tröpfchen, die in allen Farben des Regenbogens den Schein zurückwarfen und als silberne Quellen in kristallinen Schalen sich sammelten. In grotesken Gestalten standen Felsen umher, und die aufgeregte Phantasie, das trunkene Auge glaubte bald eine Kapelle, bald große Altäre mit reicher Draperie und gotisch verzierte Kanzeln zu sehen. Selbst die Orgel fehlte dem unterirdischen Dome nicht, und die wechselnden Schatten des Fackellichtes, die an den Wänden hin und her zogen, schienen geheimnisvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen in ihren Nischen bald auf-, bald zuzudecken ...“

„Das ist die Nebelhöhle“, sprach er (der Geleitsmann); „man kennt sie wenig im Land, und nur den Jägern und Hirten ist sie bekannt.“

Reutlinger Artikel im Wandel der Generationen

Der Weg einer freien Reichsstadt zum modernen Industriezentrum

Von Fritz Abel

Reutlingen ist heute mit Abstand das größte Industriezentrum Südwürttembergs: ein Fünftel des gesamten Exports des Landes geht von Reutlingen aus in alle Welt. Mit seinen dreihundert Industriebetrieben im weiteren Umkreis wird diese Zusammenballung wirtschaftlicher Potenz auch in einem Südweststaat eine sehr erhebliche Rolle spielen. Längst ist das Wirtschaftsgebiet über die Grenzen der Stadt hinausgewachsen, es hat sich der Echaz entlang bis hinauf in die Dörfer der Schwäbischen Alb und bis hinunter zu den Orten des Neckars ausgebreitet. Jeder vierte Einwohner des Kreises ist heute in der Industrie beschäftigt.

Vier Generationen haben genügt, um aus einem ausgesprochenen Hungergebiet, das noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts seine Bewohner zur Auswanderung zwang, zu einem der wohlhabendsten Bezirke des Landes zu machen, vier Generationen haben genügt, um die Einwohnerzahl der Stadt auf mehr als das Fünffache anwachsen zu lassen und von 9400 im Jahre 1825 auf 50 000 hinaufzutreiben. In vier Generationen hat die Stadt der Weinberge und Obstgüte ihr Gesicht so sehr gewandelt, daß sie neben ihren neuen modernen Siedlungen kaum noch Platz hat, um den ständigen Zuzug neuer Industrien aufzunehmen. Licht- und Schattenseite eines industriellen Sogs, der mit magischer Gewalt die Unternehmer anzieht und Landschaft und Menschen in einem riesigen Schmelzriegel umformt nach Gesetzen, die längst nicht mehr im eigenen Land allein bestimmt werden.

Wenn man bedenkt, daß Reutlingens größter Sohn, der genial vorausschauende Wirtschaftsplaner Friedrich List noch im Jahre 1846 von seiner Vaterstadt verkannt und verbannt im Elend sterben mußte, weil niemand seine heute selbstverständlichen Ideen begriff, wenn man bedenkt, daß noch 1840 Reutlingens größter Sozialreformer, Vater Werner, aus dem Kirchendienst ausgeschlossen wurde, weil er den Gedanken der christlich-sozialen Fabrik in die Tat umsetzte und eines der heute größten Unternehmen Reutlingens begründete, wenn man bedenkt, daß noch für Uhland Reutlingen eben schlicht die „Stadt der Färber und Gerber“ war, so kann man mit Fug von einem Wunder sprechen, wenn man das heutige Ergebnis ins Auge faßt.

In der Tat ist die Entwicklung Reutlingens aus der kleinbürgerlichen Enge und Eigenbrötelei der Zunft-herrlichkeit, wie sie sich noch 1802 dem Betrachter darbot, als Württemberg die bis dahin selbständige Freie Reichsstadt sich einverlebte, zur modernen Industriestadt von internationaler Geltung voll von Merkwürdigkeiten und Besonderheiten. Es bietet einen ganz eigentümlichen Reiz, in dem reich ausgestatteten Reutlinger Heimatmuseum diese Entwicklung an Hand so vieler Erinnerungsstücke zu verfolgen, etwa der alten Webstühle oder der primitiven Färbvorrichtungen oder der ersten sogenannten Reutlinger Artikel. Wenn wir im folgenden einige Etappen auf diesem Wege kurz beleuchten, so werden wir sehen, daß sie zwar für das gesamtschwäbische Bild im weiten Umfang charakteristisch, trotzdem aber auf manchen Gebieten eigenartig und eigenwillig gewesen sind.

Charakteristisch insofern, als auch bei Reutlingen wie im übrigen Schwabenland das große „Trotzdem“ als Leitmotiv über seiner wirtschaftlichen Entwicklung im 19. Jahrhundert stand. Denn Reutlingen besaß ebenso wenig wie Stuttgart oder Esslingen, Tuttlingen oder Balingen irgendwelche Bodenschätze, die als Rohstoffe für die Industrie auch nur entfernt Bedeutung haben konnten, es war verkehrsmäßig denkbar ungünstig gelegen und ist es übrigens heute noch, und hatte als Gewässer nichts als die bescheidene kleine Echaz, die man kaum einen Bach, geschweige denn einen Fluß nennen kann. Die Reutlinger hören es gern, wenn man ihren besonderen Fleiß, ihre Genügsamkeit, ihren Sparsinn lobt und diese Eigenschaften als Lösung des Geheimnisses anführt. Tatsächlich ist ihr ausgeprägter Sinn für Erwerb und Besitz, für ihre Geschäftigkeit und ihre Unternehmungslust sprichwörtlich und hat ihnen vor allem von ihren minder geschäftigen Nachbarn manch derbes Wort der Kritik eingetragen. Die heftigen Parteinahmen in den Tagen der Reformation haben bis heute das Rationalistische ihres Denkens, die schweren Schicksalsschläge ihrer an Kämpfen reichen Geschichte eine verbissene Energie, der rauhe Wind von der Alb, ihre sonderbar nüchterne und realistische Einstellung bestimmt. Man muß aber hinzufügen, daß die ungenügende Ernährungslage ihrer in kleinste Parzellen zerteilten Landwirtschaft und die katastrophale wirtschaftliche Lage um die 30er

und 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts sie gewaltsam zu jener Kraftanstrengung zwang, die schließlich zu einem festen Wesenzug ihrer Bevölkerung wurde, und daß sie eine überraschend große Zahl wirklich entschlußfreudiger, weitblickender Geschäftsmänner fand, die den Schritt vom Handwerklichen – oft über ein kleines Ladengeschäft – zur Produktion im großen Stil wagten. Charakteristisch für Reutlingen ist, daß im Gegensatz zum übrigen Deutschland die eigentlichen Gründerjahre schon um 1850 herum lagen, also nicht erst mit der Scheinblüte der 70er Jahre einsetzten.

Noch besaß Reutlingen um die Zeit seiner Einschmelzung nach Württemberg die jahrhundertlange Tradition des Handwerks, das sich in den Zünften eine politische wie wirtschaftliche Macht geschaffen hatte, wie kaum in anderen Städten. Hierin liegt eine der starken Wurzeln, die den Aufschwung, wenn auch langsam zu nähren vermochte. Durch den Anschluß an Württemberg leuchtete die Gewerbefreiheit als Fanal am Horizont, schrittweise mußte sie mit erkämpft werden. Die 1828 in Württemberg eingeführte einheitliche Gewerbeordnung war der erste bedeutende Erfolg, denn er brach in die engen Zunftreglements die entscheidende Bresche. Noch 1824 gab es in Reutlingen bei einer Einwohnerzahl von 9400 nicht weniger als 936 selbständige Handwerksmeister, also auf zehn Bewohner einen. Darum sagt die Oberamtsbeschreibung vom gleichen Jahr: „Es gibt wenig Orte im Königreich, wo eine solche Gewerbetätigkeit herrscht wie in Reutlingen. Zwar findet man wenig oder gar keine Fabriken, aber ganz Reutlingen ist eine Fabrik.“ Schon 1843 wurde in Reutlingen eine damals noch privatrechtliche Industrie- und Gewerbekammer gegründet, die 1899 durch königliche Verordnung ihre staatliche Funktion erhielt. Aber erst 1862 brachte dann die Neue Gewerbeordnung (ein Hauptverdienst des großen Steinbeis) die völlige Gewerbefreiheit, die die Zünfte offiziell für ausgelöst erklärte. Man weiß aus den Akten, daß der Reutlinger Bezirk das größte Zunftvermögen besaß und vermag daraus zu ermessen, welch enormes Arbeits- und Erfahrungskapital darauf wartete, sich ungehemmt entfalten und aus dem oft bizarren Schematismus der überlebten Zunftordnung lösen zu können. Bis zu diesem Zeitpunkt könnte man die Geschichte der Reutlinger Wirtschaft eine Geschichte des Handwerks nennen. Ab hier aber beginnt die große Wende.

Anfänge hierzu lagen freilich zeitlich weiter zurück. Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts gab es in Reutlingen aus der Not der Zeit geboren eine recht umfangreiche Heimarbeit, die sich vor allem auf Spitzen-

klöppeln, Häkeln und Stricken beschränkte. In dieser Zeit wurden die sogenannten „Reutlinger Artikel“, also Spitzen und Borten, Umschlagtücher und Fichus und vor allem natürlich die gestrickte Babywäsche, die es schon im 16. Jahrhundert als Spezialität in Reutlingen gab, zu einem großen Geschäft, als die beginnende Industrialisierung die ersten Verleger auf den Plan rief, die mit dieser Heimarbeit systematisch Handel trieben und sie organisierten. In diese Zeit fällt übrigens auch schon die Entstehung der sogenannten „Zeugles-Stoffe“, die aus Baumwolle ebenfalls in Heimarbeit hergestellt, einfach bedruckt und vor allem an die Landbevölkerung geliefert wurden. Interessant ist dabei, daß der Handel mit diesen Reutlinger Artikeln damals zum großen Teil in der Hand der Eninger Krämer lag. Gut zwei Drittel aller Eninger betätigten sich hauptberuflich an diesem Handel, und nur zweimal im Jahr kamen sie nach Eningen zurück, um neue Abschlüsse zu tätigen, zum sogenannten „Eninger Kongreß“. Diese Eninger Händler bildeten eine eigenartige Parallele zu den Gönninger Samenhändlern, die ebenfalls ihre Erzeugnisse in alle Welt verhausierten. Während indes die Gönninger ihr Monopol in Württemberg bis heute so ziemlich zu halten verstanden, hörte der Eninger Handel mit dem Augenblick auf, als die Reutlinger Verleger den Vertrieb selbst in die Hand nahmen. Das war um die Mitte des Jahrhunderts. Reutlingen hatte in dieser Zeit 12 160 Einwohner und entlang der Echaz gab es bereits 75 Wasserwerke, darunter 10 Färbereien und Spinnereien, 5 Webereien, 3 Papierfabriken, 22 Mühlen, 4 Sägen, 5 Tuchscherereien und eine Tuchfabrik.

Drei Dinge brachten eine weitere Wendung: erstens die Mechanisierung des Produktionsapparates durch die Erfindung neuer Maschinen und technischer Verbesserungen, zweitens die Entwicklung der Kreditwirtschaft und die damit ungleich größere Kapitalbildung in einer Hand und drittens die Entwicklung des Verkehrs durch den Ausbau der Eisenbahnen im Raum von Reutlingen in den Jahren 1859 bis 1901. Das Handwerk als Produzent wird nun systematisch durch die Fabrik verdrängt, aber es bestimmt nach wie vor die Richtung der Industrialisierung. Charakteristisch für Reutlingen ist bis heute die Tatsache, daß zwar nur wenig Firmen sich aus dem Handwerk oder gar den Zünften direkt zu Großunternehmen entwickelten, und daß überhaupt keine der heutigen Großfirmen als Großunternehmung begründet wurde, daß aber fast alle auf dem Weg über ein oder zwei Generationen sich vom Handwerksbetrieb zur Großfirma emporarbeiteten und daß fast ausnahmslos alle

bedeutenden Reutlinger Firmen in Familienbesitz blieben, mag auch ihre äußere Form eine GmbH oder eine KG sein. Beispielsweise ist Reutlingens größte Fabrik, die Ulrich Gminder GmbH von einem einfachen Färbermeister gegründet worden, dessen Vorfahren aus der Schweiz kamen und die bedeutende Firma Eisenlohr ist ebenfalls von einem Färber gegründet worden.

Ähnliches lässt sich mit Variationen über die Handelsgesellschaften sagen, die sich aus kleinen kommerziellen Unternehmungen oft genug vom Einmannbetrieb zu ihrer heutigen Bedeutung innerhalb einer oder mehrerer Generationen entwickelten. Große Handelshäuser wie in Ravensburg oder Calw hatte es nie gegeben.

Charakteristisch ist weiter, daß die Reutlinger Industrie aus Rohstoffmangel von vornherein nur eine Veredelungs- und Verarbeitungsindustrie sein konnte, wobei auffällt, wie eine aus der anderen fast zwangsläufig erwuchs. Zum Beispiel saßen in Reutlingen seit sechshundert Jahren die Gerber. In ihrem Gefolge entstanden die großen Leimsiedereien, die ihre Produkte vor allem nach Lyon an die dortige Hut- und Seidenindustrie lieferten. Von alters her blühte auch im Zusammenhang mit der berühmten Reutlinger Buchdruckerkunst das Gewerbe der Papiermacher. In ihrem Gefolge wiederum entstand das Gewerbe der Siebmacher, das heute zur Industrie der großen Reutlinger Metalltuchwebereien führte, einer ganz einmaligen Spezialität: in Reutlingen werden allein sechzig Prozent der gesamtdeutschen Metalltuchproduktion erzeugt. Wiederum im Anschluß an die Papiermacher entstand die große Kartonagenindustrie. Auch hier liefert Reutlingen sechzig Prozent der gesamtdeutschen Produktion an Spulen und Hülsen für die Textilbetriebe. Damit kommen wir von selbst auf das bedeutendste Spezialgebiet der Reutlinger Wirtschaft: rund fünfzig Prozent aller in der Industrie Beschäftigten finden heute ihr Brot in der Reutlinger Textilindustrie, die mit ihren zahllosen Spinnereien und Webereien, Strickereien und Wirkereien, Färberreien und Zurichtereien die enorme Vielseitigkeit dieses Gebiets lückenlos umfaßt. Namen wie Gminder, Krimmel, Eisenlohr, Burkhardt oder Aner, um nur Stichworte zu nennen, haben weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Rang und Klang. Fünfzig Prozent der gesamtdeutschen Produktion an Baby-Strickwäsche stammt aus Reutlingen.

Und noch eine Besonderheit mag hier Erwähnung finden. Reutlingen besitzt heute eine sehr große metallverarbeitende Industrie, insbesondere aber eine sehr bedeutende Maschinen-, vor allem Werkzeug-

maschinenfabrikation. Hier ist bemerkenswert, daß ein gut Teil dieser Firmen verwandtschaftliche Verbindungen untereinander hat und daß große Textil- oder Kartonagenfabriken sich entweder selbst ihre komplizierten Maschinen in eigener Fabrikation schufen oder aber zum mindesten den Anstoß zur Gründung solcher Fabriken gaben. Sie im einzelnen aufzuzählen würde zu weit führen.

Noch einmal muß hier auf die Reutlinger Heimindustrie zurückgeblendet werden, weil sie einen so wesentlichen Anteil an der Entwicklung hat. Was die sogenannten Reutlinger Artikel betrifft, so trat hier eine radikale Umwälzung in dem Augenblick ein, als 1870 die erste Handstrickmaschine auf den Markt kam. Nun konnten die Verleger durch Verleihung solcher Maschinen an ihre Mitarbeiterinnen die Produktion im großen aufnehmen. Die umwälzendste Erfindung in Reutlingen aber, die Links-Links-Strickmaschine von Stoll 1892, brachte sowohl der Reutlinger Strickwarenindustrie als auch der Strickmaschinenfabrik einen ungeahnten Erfolg und half in kurzer Zeit, den Weltmarkt zu erobern. Reutlingen hatte damals 18 540 Einwohner. Und noch zwei Zahlen: 90 Prozent der gesamtdeutschen Produktion an Drahtverarbeitungsmaschinen und 80 Prozent an Gewindeschneidemaschinen stammen aus Reutlingen. Es ist bezeichnend für die Einstellung der Reutlinger Textilfachleute, daß sie schon 1855 eine eigene Webschule gründeten, um sich ihren Nachwuchs heranzuziehen und erste Forschungen zu betreiben, die dann 1906 zur Gründung des bekannten Staatlichen Technikums für Textilindustrie führten, eines wissenschaftlichen Instituts, das seither über 20 000 Textilstudenten aus aller Welt ausgebildet hat. Ihm wurde 1918 das deutsche Forschungsinstitut für Textilindustrie und noch einige Jahre später eine staatliche Prüfungsanstalt angegliedert.

Wenn man von der historischen Entwicklung der Reutlinger Industrie und Wirtschaft spricht, so darf ein Kapitel nicht unerwähnt bleiben, das mit Vater Werner seinen Anfang nahm und bis heute eine Folge erfreulicher und bemerkenswerter Früchte gezeitigt hat. Das soziale Unternehmertum, das in seiner reinsten Form zur Gründung des Bruderhauses in Reutlingen, der heutigen Gustav-Werner-Stiftung mit ihren zahlreichen Fabriken, Kinder-, Waisen- und Altersheimen, Landwirtschaften und Lehrlingsheimen führte, hat bald hier und dort Nachfolger gefunden. Wir erinnern an das berühmte Gmindersdorf, jene erste Arbeitersiedlung, die vor fünfzig Jahren schon bei Reutlingen gebaut wurde und die heute über ein

halbes Dutzend ähnlicher Firmensiedlungen nach sich zog, oder an die großen Lehrlingswerkstätten bedeutender Betriebe. Wenn aber heute der soziale Friede in diesem großen Industriezentrum im wesentlichen ungestört blieb, so hat das weitere Gründe. Die Gewerkschaften haben durch eine besonnene und gemäßigte Haltung relativ weit größere Erfolge erzielt als beispielsweise im Rheinland. Andererseits brachte die typisch schwäbische Struktur auch in Reutlingen die Erscheinung mit sich, daß der größere Teil der Arbeiterschaft noch immer auf dem Land wohnt, meist Hausbesitzer ist und in kleinem Maßstab neben-

her Landwirtschaft betreibt. Dadurch ergoß sich von der Stadt aufs flache Land laufend ein gewisser Wohlstand. Hinzu kommt, daß andererseits das Reutlinger Unternehmertum noch immer als Erbe der alten Tradition einen gewissen handwerklichen Stolz bewahrt und daneben sich weitgehend am gesellschaftlichen Leben der Stadt und des Landes aktiv beteiligt. All dies mag zu einem guten Teil dazu beigetragen haben, daß die Reutlinger Wirtschaft sich trotz ihrer Zusammenballung als ungewöhnlich krisenfest erwiesen hat und sich auch von den schweren Rückschlägen der Nachkriegszeit überraschend schnell erholte.

Der „Hasenrat“ in den schwäbischen Reichsstädten

Von Eberhard Naujoks

Wer in den vergilbten Ratsprotokollen der schwäbischen Reichsstädte jeweils im Jahrgang 1551/52 blättert, stößt stets auf besonders vom Stadtschreiber hervorgehobene Eintragungen, die den feierlichen Titel: „Regimentsänderung Kaiser Karls V.“ tragen. Dies weist auf jenen plötzlichen Befehl des damaligen Reichsoberhauptes hin, der in 25 Stadtgemeinden vom Bodensee bis Nördlingen ins Fränkische hinein die Zünfte beseitigte und die alte Stadtverfassung ohne Rücksicht auf den Willen der Bürger änderte. Im Mittelpunkt jener merkwürdigen Vorgänge stand der kaiserliche Kommissarius Dr. Heinrich Hass, ein gewandter Jurist, nach dem die Gegner des Verfassungssturzes die neue Stadtbrigade „Hasenrat“ nannten. Erst nach dem Sieg Karls V. über den Schmalkaldischen Bund bei Mühlberg trat er als Mitglied des Reichshofrats hervor: Im Sommer 1547 warb er auf einer Rundreise bei der schwäbischen Ritterschaft für deren Eintritt in einen geplanten Bund mit dem Kaiser, wie er vier Jahre später die einzelnen Städte im Südwesten aufsuchte, um deren Verfassung den Wünschen seines Herrn anzupassen.

Die Verfassungsänderung von 1551/52 hatte ihr bedeutsames Vorspiel im Sturz des Zunftregiments, den der Kaiser 1548 in Augsburg und Ulm persönlich vornahm. Auf Karls Befehl wurde unter dem Schutz der spanischen Regimenter ein Rat mit verkleinerter Personenzahl aus den Reihen der alten „Geschlechter“ und Kaufleute eingesetzt. Die bisherigen Ratsmitglieder erschienen noch einmal auf Geheiß des Herrschers in voller Stärke, so daß dieser bei ihrem Anblick spöttend ausrief: „So viel Räte!“ und sich über das befangene, ungelenke Benehmen der zahlreichen Handwerksmeister, die vor dem

großen Herrn zitterten, amüsierte. Die bisherigen Stadtväter mußten hierauf abtreten, während die Namen der neuen Ratsherren aus alten, weitberühmten Familien verlesen wurden. Den Ältesten übertrug man die Posten als Stadtpfleger, anderen Vornehmen das Bürgermeisteramt oder die Stellung als geheime Räte. Diese von kaiserlicher Seite besonders ausgesuchten Partrizier sollten alle höheren politischen Angelegenheiten und die religiösen Fragen erledigen, während die sonstigen Geschäfte dem kleineren Rat vorbehalten blieben. Nur selten ließ man bei gewerblichen Streitfragen den großen Rat mitberaten, ohne jedoch dieses Gremium besonders zuverlässiger Handwerksmeister durch die Masse der Gewerbe wie früher wählen zu lassen. Der kleine Rat ergänzte sich selbst und nahm auch in den großen Rat nur die Männer herein, die ihm als zuverlässig erschienen.

Augsburger Patrizier – darunter auch die kaiserlichen Bankiers und großen Handelsherren wie die Fugger, Welser und Höchstäetter – hatten durch eine Bittschrift selbst dem Hof den Sturz der Zunftverfassung nahegelegt, da in der reichen Handelsstadt am Lech besonders die Weberzunft mit den anderen Gewerben als Trägerin der evangelischen Bewegung die Stadt in die Front der glaubensverwandten Fürsten gegen den Kaiser gedrängt hatte. Obwohl aus Ulm keine ähnliche Petition eintraf, führte Karl V. auch dort bald darauf ein neues aristokratisches Stadtrecht nach dem Muster Augsburgs ein. Damit waren die beiden größten und reichsten süddeutschen Städte dem Kaiserhof durch eine feierlich beschworene Verfassung und ein Regiment von Leuten, die das Vertrauen des Hofs besaßen, verbunden. Zudem neigten sich dem Kaiser nach dem Sieg über die Fürsten viele

Städte zu, da diese sich bereits vor Mühlburg von den protestantischen Fürsten verlassen fühlten. Karl erlegte nach seinem Sieg den abgefallenen Städten wohl höhere Summen als Buße und Preis der „Aussöhnung“ auf, versuchte aber außer in Konstanz keine Religionsänderung mit Waffengewalt. Karl V. betrachtete die Reichsstädte wie seine Vorgänger als kaiserliche Städte, die zum Gehorsam ihm gegenüber verpflichtet waren. Auch die Stadtväter sahen – von der immer mehr steigenden Macht der Fürsten bedrängt – im Reichsoberhaupt ihren „einzigen und natürlichen Herrn“ und waren bereit, auch unter großen geldlichen Opfern ihren Gehorsam zu beweisen. Nürnberg nahm gleich allen Reichsstädten das „Interim“ als kaiserliche Religionsordnung, die doch den Rückweg zur katholischen Kirche eröffnen konnte, an, wurde aber nicht politisch reformiert. Die reiche Stadt an der Pegnitz galt als besonders kaisertreu und hatte als Ort der Reichstage und Aufenthalt für das Reichsoberhaupt ähnlich wie Augsburg und Regensburg den besonderen Stolz, zeitweise Residenz des höchsten Herrn der Christenheit zu sein. Nürnberg hatte bereits im 14. Jahrhundert seine Zünfte abgeschafft und hielt auch trotz Annahme der Reformation Luthers weiterhin zum Kaiser, der sie als die zuverlässigste unter den süddeutschen Kommunen ansah. Auf das Vorbild dieser aristokratischen Verfassung hatten schon 1547/48 die Augsburger Patrizier hingewiesen, als sie aus Furcht vor den heimischen Weibern Karl V. um den Sturz der Zunftverfassung bat.

War die Aufhebung der Zünfte für den Kaiser nur ein Mittel, die Reichsstädte zum alten Glauben zurückzuführen? So sehr in den schwäbischen Städten altgläubige Ratsherren gesucht und begünstigt wurden, so sehr auch das Reichsoberhaupt eine Rekatholisierung wünschten möchte, so ist dies als Erklärung allein nicht zureichend. Hinzu kommt, daß Karl V. gegenüber den Territorien im Südwesten sich zuverlässige Stützen der Reichsgewalt suchen wollte. Gerade für diesen Zweck mußten die Stadtregierungen in fester Hand bleiben. Nach den Erfahrungen der Reformationszeit lag hier eine Gefahr auf der Hand: Protestantische Prediger und Zünfte konnten jederzeit durch den Druck der Massen den Rat der Stadt zur Abkehr vom Gehorsam dem Kaiser gegenüber und zum Bündnis mit religionsverwandten Fürsten bringen. Diese Sorge vor der evangelischen Predigt und dem gemeinen Mann legte Karl eine Beseitigung der Zünfte nahe. So war zünftlerische Demokratie mit ihren Überraschungen und Gefahren der Unsicherheitsfaktor in der Rechnung des kaiserlichen

Hofes und das eigentliche Objekt der langen Reihe von Verfassungsänderungen 1548 und 1551/52.

Aus dieser Folge sollen als zwei Beispiele das protestantische Esslingen und das katholische Schwäbisch Gmünd jene Verfassungsänderung am laufenden Band veranschaulichen: Am 15. Januar 1552 war der kaiserliche Kommissarius Hass von der Absetzung der bisherigen Räte und der Neubesetzung des Stadtregiments in Schwäbisch Hall kommend in Esslingen eingeritten. Der kaisertreue ehemalige Bürgermeister Hans Spieß wurde gerufen und mußte in der Herberge alsbald einige Persönlichkeiten vertraulich nennen, die für das neue Regiment zu verwenden waren. Drei Bürgermeister und zwei weitere geheime Räte, die lebenslänglich amtieren sollten, wurden als Kern des künftigen Rats ausgesucht und zu dem kaiserlichen Rat gerufen. Die Esslinger Zunftmeister hatten auf Kunde von den Verfassungsänderungen in Oberschwaben beunruhigt den Rat bestürmt und erreicht, daß die Stadt an den Kaiser eine Petition richtete, sie doch bei ihren alten Freiheiten zu lassen. Auch jetzt erneuerten die fünf Vertreter Esslingens diese Bitte, die Hass jedoch nicht erfüllte; er begegnete allen mit dem Argument, daß der Kaiser nur zu ihren Gunsten die Zünfte als Unruhenherde abschaffe und statt der Zunftmeister und -räte brauchbare Männer einsetzen wolle. Die Vertreter der Gewerbe stellten ja doch nur „die größten Schreier“ dar und kämen, da sie die Mittel nicht besäßen, nur ungern und unregelmäßig zur Erfüllung der verfassungsmäßigen Zahl in die Ratsstube. Was sollten diese Männer der Gewerbe ihre Arbeitszeit über politischen Geschäften versäumen, von denen sie als nicht Eingeweihte doch nichts verstünden? Hass drohte Esslingen, das im vergangenen Krieg als evangelische Stadt den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes Hilfe gewährt hatte, im Falle des Zögerns mit kaiserlicher Ungnade, erklärte die bisherigen 31 Ratsherren für abgesetzt und ließ zu den drei Bürgermeistern und zwei geheimen Räten noch 16 Herren für den täglichen kleinen Rat auswählen. Am darauffolgenden Montag, dem 18. Januar, führte Hass die Neubesetzung des Regiments vor den Augen der Esslinger Bürgerschaft offiziell durch. Die bisherigen Ratsherren traten zum letztenmal vor dem Rathaus zusammen, worauf dann Hass die Namen der Männer des neuen Regiments verlas und sie zur Treue gegen die christliche Kirche und kaiserliche Majestät feierlich verpflichtete. Der neue Rat durfte sich selbst ergänzen und nach Gutdünken einzelne Männer hinzunehmen, aber nicht mehr irgendwie die Stadtgemeinde mitwählen lassen; die Beschlüsse des

21köpfigen Kollegiums sollten für die ganze Stadt gelten. Als Rest des früheren großen Rats wurde ein Gremium von 18 Meistern bestimmt, die allerdings nur bei Streitfragen über Erbe und Eigentum bis zehn Pfund Heller entscheiden sollten, „damit die vom Rat und Gericht mit solichen geringen sachen nit beschwerdt werden“. Hierauf lieferten die Zünfte wie auch anderwärts ihre Briefe, Zunftregister, sogar Geld und Vorrat an den neuen Hasenrat ab. Diese Kapitulation vor dem Kommissarius war für die Zunftvorstände eine schmerzliche Demütigung, die fast einer Entmündigung gleichzukommen schien. Dies wurde ebensowenig vergessen wie der Verkauf der Zunfthäuser, die Karl V. als Versammlungslokale nicht mehr dulden wollte.

Drei Tage später traf Haß am 21. Januar in Schwäbisch Gmünd ein und ließ die erstaunten Ratsherren wissen, daß der Kaiser auch für das altgläubige Gmünd eine Regimentsänderung befohlen habe. Bürgermeister Rauchbein trat mit Hinweis auf das getreue Durchhalten der Stadt im letzten Krieg gegen die protestantischen Fürsten für das Weiterbestehen der Zünfte ein, betonte sogar die Notwendigkeit, daß die Gewerbe ihre wirtschaftlichen Streitigkeiten selbst regelten. Demgegenüber motivierte der kaiserliche Rat das kaiserliche Vorhaben mit dem Hinweis, daß durch die Zünfte immer innerer Zwiespalt entstünde und daß die armen Handwerker besser ihrem Gewerbe nachgingen und die Ratsgeschäfte den Vermögenden und in der Politik länger Geschulten überließen. Die Gmünder wehrten sich – wie eine Woche zuvor die Eßlinger – gegen das Mißtrauen in ihre Zünfte, das sie ein wenig als Verletzung ihres Stolzes als ordentlich waltende Obrigkeit empfanden. Die Zahl der Ratsmitglieder wurde nur von 24 auf 21 reduziert, die des großen Rats mit seinen bisher 96 Zunftrichtern in gewerblichen Fragen auf 64 verringert. Von fünf Trinkstuben wurden zwei belassen. Nach Abschluß der Verhandlungen mußten zwei Tage später die alten Räte zugunsten des neuen Kollegiums öffentlich auf dem Marktplatz abtreten, wobei freilich die Mehrzahl auch wieder in den Hasenrat einzog.

Nur in Eßlingen war die Reaktion der Zünfte heftiger. Dort erzwangen die Weingärtner unter ihrem Zunftmeister Moritz Lutz im August des gleichen Jahres den Rücktritt des Hasenrats, worauf aber durch Drohungen des kaiserlichen Hofes veranlaßt sehr bald die Wahlordnung Karls V. wiederhergestellt wurde. In Gmünd hielten Rat und Gemeinde an den kaiserlichen Ordnungen fest. – Das Merkwürdige war, daß die aufgezwungenen Verfassungen meist mit kleinen Modifikationen in Kraft blieben. Reutlingen

stellte 1576, Überlingen drei Jahre später die alte Zunftverfassung wieder her, aber nur wenige Kommunen schlossen sich diesem Beispiel an. Daher war das Erstaunliche bei jener Verfassungsänderung von Haß nicht ihr Gelingen im Augenblick kaiserlicher Macht, sondern die Tatsache, daß die Reichsstädte zum größten Teil an ihr oft minutiös 250 Jahre lang bis zum Ende der Reichsfreiheit festhielten. Die Tatsache, daß die von den umliegenden größeren Territorien bedrohten Handels- und Gewerbestädte im schließlich erfolglosen Wirtschaftskrieg um die Selbständigkeit ihrer kleinen Stadtgebiete standen und daher zum Reichsoberhaupt hielten, genügt allein noch nicht zur Erklärung. Das Regiment der wenigen Besitzenden war dem Jahrhundert, das überall in der Welt die Abschaffung von Republiken und die Herrschaft Einzelner sah, eigentlich „zeitgemäß“. Die einst revolutionären Zünfte waren jetzt an der Mitarbeit im Rat meist wenig interessiert, da bisher der Ratsdienst trotz kleiner Belohnungen grundsätzlich ein Ehrenamt war, das dem Stadtsäckel keine Ausgaben verursachen durfte. Diese Auffassung der Allgemeinheit hatte in allen Städten zu einem ungewöhnlichen Einfluß des Patriziats und der Wohlhabenden geführt. Sie konnten es sich erlauben, von Jahr zu Jahr unentgeltlich ihrer Ratspflicht zu genügen, während in allen Gemeinden die Handwerker sich sogar in eine andere Zunft versetzen ließen, um nicht von den eigenen Leuten zum Zunftmeister gewählt und damit zur Vernachlässigung ihrer Berufssarbeit gezwungen zu werden. Es gab bis 1552 kein städtisches leitendes Amt, das zum Beruf werden konnte; daher floh der kleine Mann die Regierung seiner Heimatstadt. So gesehen erledigte das Prinzip der Ehrenamtlichkeit die zünftlerische Demokratie bereits vor deren gewaltsamen Beseitigung.

Und dennoch hatte die Einsetzung des Hasenrats ungewollt eine andere Wirkung. Die ehrenamtliche Stadtverwaltung ruhte jetzt auf weniger Schultern und war für die obersten Amtsleute lebenslängliche Pflicht geworden. Dieser Mühe wollten sich auch die Vermögenden nicht umsonst unterziehen. In Nördlingen, Eßlingen, Ulm, Schwäbisch Gmünd und anderswo stöhnten bald alle Hasenräte über die vermehrten Aufgaben und richteten nach wenigen Jahren Gesuche um „Ergötzlichkeiten“ durch festen Sold an den kaiserlichen Hof. Karl V. und seine Nachfolger mußten in der Folgezeit diese Wünsche auf Kosten der jeweiligen städtischen Kasse erfüllen. Gerade hieraus entsprang eine Herrschaft von Beamten aus kaiserlicher Gunst, was das Wesen der freien Reichsstädte veränderte.

Quecksilber in Sage und Brauch eines Albdorfes

Etwa neun bis zehn Kilometer nordnordöstlich von Blaubeuren liegt auf der Schwäbischen Alb die bewaldete Kuppe des Hochbuchs (763 m über NN). Der Südhang gleitet hinab zur Sohle des Himpfer- oder Hempfertales (700 m), dessen Name als Hanftal gedeutet wird und das als Trockental von Westen nach Osten zieht und den oberen Teil des Kleinen oder Herrlinger Lautertales bildet. An dieses Hochbuch, zwischen den Dörfern Suppingen und Machtolsheim nahe bei der Stadt Laichingen gelegen, knüpfen sich ein paar Sagen, von denen hier eine etwa so mitgeteilt sei, wie sie 1934 oder 1935 in Suppingen gehört worden ist.

Auf dem Hochbuch (haobua) soll einst in einem Schlosse ein Graf gehaust haben. Die Grenze seines ausgedehnten Besitzes lag im Norden bei „des Grafen Baum“ (s grofa baom), wie heute noch eine Flur westlich Machtolsheim an der Straße nach Laichingen heißt; im Süden wurde die Grenze von einem am Fuß des Hochbuchs liegenden großen, tiefen See gebildet. Seinem einzigen Sohn hatte der Graf verboten, jemals an diesen See zu gehen. Als jedoch der Vater einmal von einem Jagdbesuch bei einem weit entfernen wohnenden Freund zurückkam, konnte er seinen Knaben nirgends finden. Voll düsterer Ahnungen ritt er zum See hinunter. Als auch hier der Junge nicht zu entdecken war, schüttete der Graf Quecksilber in den See. Darauf floß das Wasser allmählich ins Innere der Erde ab, auf dem Grund wurde der tote Knabe gefunden. Der See aber hat sich nie mehr gefüllt, sein Grund blieb trocken.

Selbst im kleinen Dorf kann ein und dieselbe Sage in verschiedener Gestalt leben. So wurde eine einfachere Fassung 1939 ebenfalls in Suppingen gehört:

Zwischen Suppingen und Machtolsheim ist heute ein tiefes Deich (= Bodensenke, Tal), das war einst mit Wasser gefüllt. Die Suppinger Buben haben dort gern gespielt und gebadet. Aber einmal ist ein Knabe ertrunken. Sein Vater ging hinaus und warf Quecksilber hinein. Jetzt schwand das Wasser allmählich und versickerte zuletzt ganz. So kam der Leichnam des Knaben heraus. Das Wasser blieb von da an aus und das Tal ist seither trocken.

In dieser zweiten Fassung ist die Sage nicht mehr an die Person des Hochbucher Grafen gebunden, doch wird auch in ihr zu erklären versucht, warum ein Tal, das offensichtlich von einem Fluß gerissen worden ist, keinen Tropfen Wasser mehr führt. Beidemal wird mit Quecksilber das Wasser zum Versiegen gebracht.

Wie kann die Sage oder vielmehr das sagenerzählende Volk an eine solche Wirkung des Quecksilbers glauben? Antwort gibt eine in Suppingen und wohl auch in anderen Alborten getübte Praxis, aus Kellern Wasser zu vertreiben. So erzählt J. H., in seinem Keller sei häufig Wasser gestanden, er habe seine Fässer und seinen Kartoffelvorrat

erhöht lagern müssen. Zwischen 1925 und 1930 – die genaue Jahreszahl kann er heute nicht mehr angeben – nahm er das Quecksilber aus seinem „Wetterglas“ (Barometer): „Jetzt wird probiert, ob wir das Wasser nicht aus dem Keller bringen!“ Er verließ sich aber nicht nur auf die Wirkung des Quecksilbers allein. Mit einem Brechisen vertiefe er das im Keller vorhandene Senkloch in der am nächsten zur Straße gelegenen Ecke und hoffte dabei, das Wasser werde einen Abfluß finden zu einem überdeckten Erdfall, der etwa 25 Meter entfernt auf der andern Straßenseite liegt. In die vertiefte Senklochecke steckte er einen großen Trichter und goß das Quecksilber hinein. Tatsächlich floß das Wasser allmählich ab und der Keller ist seither stets trocken geblieben, nur im Senkloch steigt und fällt das Wasser. Daß es vielleicht auch ohne Quecksilber, allein durch das Graben, abgeflossen wäre, hält J. H. für unwahrscheinlich.

„Quecksilber zieht das Wasser nach“ ist allgemeiner Glaube im Dorf. Quecksilber, so erklärt man, suche immer die tiefste Stelle eines Raumes, dabei finde es im Boden Ritzen und Spalten, die ins Erdinnere, in hohle Gänge und Erdfälle führen. Ein solcher Spalt sei vielleicht von Schlamm oder Erdboden verstopft gewesen, das bewegliche, aber schwere Quecksilber (spez. Gewicht 13,6) breche und reiße durch, dringe immer tiefer ein und das Wasser folge nach. Und auch künftig werde das Wasser durch diesen jetzt geöffneten Weg abfließen.

Auch von einem mißglückten Versuch soll berichtet sein. Ein auf der anderen Straßenseite wohnender Nachbar des J. H., H. S., wollte sich das mühselige Leerpumpen seines Kellers ersparen und das Wasser ebenfalls mit Quecksilber auf bequemere Weise zum Abfließen bringen. Er glaubt, sein Versuch sei nur deshalb fehlgeschlagen, weil der Grund seines Kellers eine spaltenlose feste Felsplatte sei. J. H. jedoch sagt, das Senkloch im Keller des H. S. liege zu dem obengenannten Erdfall zu tief, so daß nach dort kein Gefälle verhanden sei.

Es wird nie datenmäßig festzulegen sein, was älter ist, die Sage vom See beim Hochbuch oder der Brauch, mit Quecksilber Wasser zu vertreiben. Trotzdem darf man wohl annehmen, die Sage sei das jüngere, wenigstens soweit sie von Quecksilber spricht. Sie stellt die forschende Frage: Warum ist dort, wo ohne Zweifel einmal Wasser floß, heute keines mehr? Und sie gibt dann aus der älteren dörflichen Erlebniswelt heraus eine Antwort, die nüchtern und sachlich ist. Für bauernfremde Städter mag die Sage einen märchenhaften Glanz haben, dem Bauern selbst ist sie nur ein Stück Wirklichkeit, fern von allem Wunder. Sie enthält also zwei Wesenzüge, die auch dem bäuerlichen Menschen der Alb eigen sind: das von Beobachtungen ausgehende Nachgrübeln, Sinnieren, das Fragen und Forschen nach Ursachen, Gründen und Hintergründen – und zum andern einen auf das Zweckmäßige und Nüchterne gerichteten Wirklichkeitssinn. Und man wird wieder einmal bestätigt finden: viele Sagen sind ein Stück offenbar gewordene Volksseele

Jonas Köpf

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund*

XIII. Handwerk

(In den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln IV, V, VI, VIII, XV, XVIII, XXII, XXV)

Seit der Auflösung der Zünfte sind verschiedene alte Handwerksarten von der Industrie aufgesogen worden. Welche wurden früher am Ort betrieben?

Manche davon sind vielleicht erst heute im Absterben begriffen. Es gibt z. B. noch Drechsler, Posamentierer, Wachszieher und Nagelschmiede im Lande, aber jeweils nur wenige, und diese können sich meistens nur kümmerlich erhalten. Da und dort haben sich die Handwerker noch einen entsprechenden Handel zugelegt. Manche sind nur zum Teil verindustrialisiert worden; die Möbelbeschreiner zum Beispiel sind jetzt vielfach mehr oder weniger stark Fabrikarbeiter geworden und haben sich dabei spezialisiert (Polierer), während die Bauschreiner edte Handwerker geblieben sind. Andere haben ihr Tätigkeitsgebiet gewechselt. Die Gürtler machen heute z. B. statt metallene Gürtelschließen Autobeschläge und dergleichen.

Die zunehmende Industrialisierung hat es ferner mit sich gebracht, daß die Handwerker, statt ihre Erzeugnisse von Grund auf selber herzustellen, entsprechend vorbereitete Materialien benützen und ihr Können nur noch auf deren Fertigstellung verwenden. Vielfach wird das rein Handwerkliche durch Maschinenarbeit ersetzt, so daß sich nicht nur die Arbeitsgeräte, sondern auch die Fertigkeiten des Einzelnen wesentlich geändert haben.

Andererseits sind mit der Industrialisierung neue handwerkliche Berufe aufgekommen, wie z. B. der des Automechanikers. Gelegentlich haben die Flüchtlinge neue Handwerksarten mit sich gebracht. Es haben sich aus dem Handwerk aber auch Betriebe herausgebildet, die nicht mehr ohne weiteres als „Handwerk“ anzusprechen sind, wie z. B. die Modeateliers. Handwerke mit künstlerischem Einschlag werden immer mehr auch von Frauen ausgeübt.

In welcher Beziehung haben diese vielerlei Veränderungen und Verschiedenheiten – welche weiteren sind noch zu beobachten? – auf das Denken und Fühlen, auf die Lebensauffassung und -führung der „Handwerker“ gewirkt? Wo gibt es noch Handwerkertrotz? Wie drückt er sich aus? Wo gibt es Vererbung eines Handwerks in der Familie (auch etwa durch Einheirat)? Im Zusammenhang mit diesen Fragen wird festzustellen sein, was heute überhaupt noch Handwerk ist und was für Aufgaben es hat.

Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß man-

ches Handwerk, z. B. das des Wagners und Stellmachers, auf dem Lande noch seine Daseinsberechtigung hat, während es in der Stadt (im Beispielfall durch die Umstellung auf das Auto) völlig ausgefallen ist. Umgekehrt ist zu prüfen, welche Handwerke auf dem Dorf bei der weitgehenden Selbsthilfe des Bauern überhaupt bestehen können. Welche Handwerke treten in letzter Zeit neu neben die althergebrachten des Schmieds, des Wagner, des Schuhmachers und allenfalls des Schreiners? Seit wann gehören Zimmerleute, Maurer und Gipser mit zum dörflichen Handwerk? Auch der Bäcker oder der Gärtner ist vielfach erst neu ins Dorf gekommen (Gründe?). Haben die Flüchtlinge in der Hinsicht Änderungen bedingt?

Verschiedene Handwerke gingen früher auf die S t o r (Schneider, Schuster, Näherinnen, Dachdecker, Hausmetzger, Korbmacher usw.). Wie wird es heute gehalten? In der Stadt lebt der alte Zustand noch einigermaßen nach, wenn etwa die Flicknäherin zur Arbeit ins Kundenhaus kommt.

Was sind heute noch ausgesprochene Saisonhandwerke, und was betreiben ihre Angehörigen außerhalb der Saison? Wo wohnen solche Saisonhandwerker? Wohnen bestimmte Handwerker zusammen in einem Dorf? Wie ist es dazu gekommen? Es gibt auch Dörfer, in denen ein bestimmtes Handwerk (Töpferei, Bürstenbinderei usw.) sehr stark betrieben wird; mit den Erzeugnissen gehen die Männer im Sommer auf den Handel. Kommen solche Handwerkdörfer heute ohne den Hausierhandel durch?

In der Zeit, da sich das Handwerk nach Zünften gliederte, wurde zwischen ehrlichen und unehrlichen Handwerksarten unterschieden. Bis zu einem gewissen Grade werden auch heute noch Achtungsunterschiede gemacht. Am auffälligsten ist es in der Hinsicht der volkstümlichen Meinung und Haltung zu bestimmten, in der Regel aus der Fremde zugezogenen Handwerkern (z. B. zu den Besenbindern). Wo ist noch Ähnliches zu beobachten?

Ohne Zweifel entwickeln auch die Handwerke eine bestimmte Mentalität in ihren Vertretern. Das volkstümliche Denken übertreibt diese Feststellung gerne etwas und schreibt manchen Handwerksarten einen bestimmenden Einfluß auf den Charakter zu. Angehörige des einen oder des andern Berufs sollen gerne trinken, sind angeblich leicht erregbar, haben den „Holzwurm im Kopf“, gelten als grob usw. Gewissen Handwerkern wird allzugroße Pünktlichkeit bei Arbeitsschluß vorgeworfen. Manche stehen in Verdacht, gerne „blauen Montag“ zu machen. Welche Neckereien auf das Handwerk und die Handwerker sind üblich? Wichtig ist dabei auch der volkssprachliche Ausdruck (Übernamen, Spottnamen, verblümte Benennungen des gemeinten Charakterzugs usw.).

Der Werdegang des Handwerkers ist heute mit weniger auffallenden Bräuchen verbunden als früher.

Daß der Lehrling zunächst nur auf Probe aufgenommen wird, ist noch vielfach der Fall; aber von den alten Zeremonien bei der Aufnahme in den Handwerkerstand ist so gut wie alles vergangen. Wichtig festzustellen ist es, ob außer der geschäftlichen Vertragsunterzeichnung zwischen den Eltern des Jungen und dem Meister noch ein bestimmter Brauch lebendig ist, etwa daß der Junge ein Handgeld bekommt oder die Älteren den Abschluß mit einem Trunk feiern.

Der Lehrbube ist heute nicht mehr das Hausfaktotum, das er früher war. Wo wohnt er überhaupt noch bei seinem Meister? Wird die Lehrzeit auf dem Lande verlängert, weil die Arbeit auf dem Feld dazukommt?

Besonders auffallende Bräuche waren mit dem Abschluß der Lehrzeit verbunden. Wie ist es heute? Wichtiger als die offizielle Erklärung zum Gesellen war einstens die Aufnahme in die Gesellschaft durch die älteren Kollegen. Was ist davon noch geblieben? Bis zu einem gewissen Grad haben Kolpingsvereine und ähnliche Organisationen die Aufgaben übernommen, welche die ansässigen Kameraden den ortsfremden Gesellen gegenüber zu erfüllen haben.

Die Kriege und der Mangel an Spezialarbeitern haben das Gesellenwandernde weithin unterbunden. Was ist davon noch bekannt? In der Hauptsache üben es nur noch die Zimmergesellen aus. Gibt es daneben noch andere, und wird das frühere Wandern wenigstens durch häufigen Ortswechsel während der Ausbildungsjahre ersetzt? Wie wird dieser durchgeführt (Stellenvermittlung, Verkehrsmittel usw.)? Sind unter den einzelnen Handwerkern bei der Begrüßung zur Betonung ihrer Eigenart noch bestimmte Redewendungen und Gesten üblich.

Auch die Meisterprüfung wird da und dort noch mit Bräuchen, wenigstens mit einem gemeinsamen Trunk des neuen mit den alten Meistern zusammen verbunden sein. Für die Meisterbriefe benützt man jetzt im allgemeinen ein überall gültiges Formular. Gibt es Ausnahmen davon?

Früher hatten die einzelnen Zünfte (Zunftzeichen, Zunftladen usw. noch bekannt?) ihre eigenen Festzüge, Tänze und Bräuche an der Fasnacht und bei anderen Gelegenheiten. Da und dort hat sich noch so etwas erhalten, z. B. das Fischerstechen in Ulm, der Schäfertanz in Markgröningen, Heidenheim und Urach. Wo treten die einzelnen Handwerker bei festlichen Anlässen in einer sie kennzeichnenden Kleidung auf (z. B. Metzger in weißen, umgeschlagenen Schürzen, Glaser in grünen Schürzen)? Wo tragen die Handwerker überhaupt noch eigene Tracht wie etwa die Zimmerleute? Gilt diese dann, wie gerade in ihrem Fall, nur für die Gesellen, oder halten sich auch die Meister daran? Legt man die etwa noch üblichen besonderen Arbeitsschürzen bei Gängen durch die Stadt ab, oder behält man sie an? Tragen die einzelnen noch Handwerksabzeichen als Anhänger an der Uhrkette oder als Kravattennadel?

Schließlich gehört in das Kapitel der handwerklichen Bräuche und des darin zum Ausdruck kommenden Ständebewußtseins auch noch die Frage, wie weit die Angehörigen der einzelnen Handwerke etwa zu einer Bruderschaft zusammengeschlossen sind, die einen gemeinsamen Jahrtag, in katholischen Kreisen einen gemeinsamen Gottesdienst für die verstorbenen Mitglieder unterhalten, und die andere, ob bei der Beerdigung eines Kollegen noch alle Angehörigen des gleichen Handwerks mitgehen, oder auch die, wo die Meister noch zum gemeinsamen Früh- und Dämmerschoppen zusammenkommen (Stammtisch durch ein besonderes Handwerkszeichen kenntlich?). Inwieweit wirken die alten Zunftwirtschaften noch nach?

In der Regel wird der Handwerker seine Arbeitsstätte im eigenen Hause haben. Das gibt diesem dann ein besonderes Aussehen. Manche Werkstätten z. B. zeichnen sich im Untergeschoß durch große Fenster ab. Es gibt aber auch Handwerke, die mit einer Stube irgendwo im Hause auskommen, und zu beobachten wäre, welche Handwerker ihre Werkstätten in einem besonderen Bau hinter dem Hause haben. Wo wohnen die Gesellen und Lehrbuben (oder wenigstens diese) noch im Hause? Sind außer den Friseurgeschäften auch noch andere Handwerksbetriebe durch bestimmte Handwerkszeichen kenntlich gemacht? Früher waren diese vielfach auf dem Türsturz eingemeißelt.

Der weite Kreis des Handwerks hat sich in seiner Eigenart natürlich auch in der Sprache niedergeschlagen. Nicht nur gibt es viele allgemein geläufige Sprichwörter und Redensarten über das Handwerk (z. B. „Handwerk hat goldenen Boden“, „Handwerk hat täglich Pfennig“ oder „Ein Handwerk krankt und seucht wohl, stirbt aber nicht“), sondern auch eine große Zahl von Sprüchen und Formeln, die jeweils nur bei den einzelnen Handwerken aus bestimmtem Anlaß benutzt werden (z. B. bei den Zimmerleuten aus Anlaß eines Richtfests). Eng damit verwandt sind die Lieder und auch die Scherzreden, die jeder Angehörige eines Handwerks kennt. Alles ist der Beobachtung und der Festhaltung wert, und zwar immer zusammen mit den jeweiligen Anlässen und dem Ablauf der zugehörigen Handlungen.

Ein reiches Feld für den Beobachter ist die Sprache der einzelnen Handwerke: Benennung der Geräte, ihrer Teile und der damit verbundenen Tätigkeiten, Wortschatz, Fachwörter, Fachausdrücke. Der Wechsel in der Benennung der Handwerke selbst läßt Schlüsse auf die innere Haltung der Handwerker zu (Bader – Barbier – Friseur – Haarkunst; Schneider – Maßanfertigung – Kleidermacher – Kleiderberater usw.). Nicht übersehen werden dürfen die Lieder auf bestimmte Handwerke (z. B. auf die Müller, die Leineweber). Wie weit sind sie noch vorhanden und gebräuchlich? Wo gibt es vielleicht Neuschöpfungen auf junge Handwerkszweige?

Außenreklame in der Landschaft und im Ortsbild

Seit einiger Zeit wird mehr über Außenreklame gesprochen, geschrieben und auch verfügt. Das ist immerhin ein Fortschritt. Allmählich beginnt der Faden der Geduld zu reißen gegenüber all dem, was einem draußen Tag und Nacht entgegenschreit. Dabei kommt der Unwillen über störende Einzelerscheinungen, über reklamewütige Markenartikelfirmen oder über einen besonders unglücklichen Anbringungsort zur Geltung. Selten aber, ganz selten, rückt man der grundsätzlichen Seite zu Leibe. Man geht im Bogen um sie herum, indem man die Einzelfälle durch Kritik, Verordnung und Ortsatzung in Kur nimmt, ohne sich über das Grundwesen der Reklamekrankheit hinreichend klar geworden zu sein. Die jahrzehntelange Gewöhnung an die Fremdreklaime im öffentlichen Raum macht es dem Reklamegewerbe leicht, die Bevölkerung in die Ansicht einzulullen, es läge da ein wichtiges wirtschaftliches Bedürfnis vor; die Fremdreklaime sei also höchstens zu zügeln, an sich aber sei sie „nicht mehr fortzudenken“.

Gehen wir also der Sache einmal mit einigen Fragen auf den Grund. Zum Vermeiden von Mißverständnissen sei betont, daß hier nicht die Rede ist von Eigenwerbung an der Stätte der Leistung. In angemessener Form ist diese selbstredend nötig und zugelassen.

1. Ist es wahr oder nicht, daß der öffentliche Raum (Straße, Platz, Landschaft, Luftraum) der Gesamtheit gehört?
2. Wenn ja, wer hat dann einigen Dutzend Markenartikelfirmen das Recht verliehen, in diesem öffentlichen Raum den Menschen immer wieder zu zwingen, etwas zu sehen oder zu hören, was man draußen gar nicht sehen oder hören will?
3. Ist es wahr oder nicht wahr, daß solcher Zwang, ausgeübt im öffentlichen Raum, belästigend und kulturwidrig ist?
4. Einerlei, ob sie fast den ganzen Tag auf Papier oder auf ein Werkstück starren, mehr wie je sind heute beim neuzeitlichen Menschen die Augen abgerackert. Kann es da für Augen und Nerven gut sein, wenn sie, statt Entspannung zu finden, draußen immer wieder neuen Reizen durch mehr oder weniger knallige Anpreisungen ausgesetzt sind, die ihre Kauflust und ihre Genussucht anregen wollen?
5. Jene Markenartikelhersteller – durchaus nicht alle von diesen betreiben Außenreklame – stellen sowohl nach Kapital wie nach Beschäftigtenzahl nur einen kleinen Bruchteil der deutschen Wirtschaft dar. Die übrige Industrie fühlt sich durch das Reklameunwesen in gleicher Weise belästigt wie jeder andere und will davon nichts wissen. Hat darum die kleine Gruppe der Außenreklame treibenden Firmen das Recht, sich zu gebärden, als verkörpere sie die deutsche Wirtschaft?

6. Viele der Außenreklame treibenden Firmen, vielleicht die meisten, handeln zugestandenermaßen so einzig unter dem Zwang des schlechten Beispiels. Glatt wollen sie darauf verzichten, wenn der liebe Wettbewerber keinen Vorsprung hat. Ist es da nicht hohe Zeit, jenen Schriftmachern bei diesem Übertrumpfungsrummel zu erklären: „Das Maß ist voll!“?
7. Die Außenreklame ist teuer, sehr teuer. Nur große und ganz große Unternehmen können sich solche leisten. Kann da bestritten werden, daß die Duldung unsozial ist, weil Begünstigung der Großen zum Nachteil der mittleren und kleineren Betriebe?
8. Ist die Ansicht zu widerlegen, daß selbst höchstgespannte Außenreklame keine Steigerung der Gesamterzeugung, also auch keinen einzigen Arbeitsplatz mehr schafft, sondern lediglich eine Verlagerung im Anteil an einer an sich festliegenden Absatzmenge bewirken kann? Deutlicher ausgedrückt, wenn man zum Beispiel alle Bäume, Telegrafenstangen, Dächer und Wände freigäbe für Reklame von Reifen, Batterien, Bier, Waschmitteln, Farben, Glühbirnen, Seife, Schuhen, Benzin, Tinte und so weiter, wird deshalb im ganzen auch nur ein einziges Stück, Liter oder Päckchen mehr verbraucht?
9. Einige Beurteiler mögen geneigt sein, für Genuss- und Luxusmittel eine Ausnahme zu machen. Bei diesen also durch den anregenden Reiz ständiger Reklame die Möglichkeit einer Gesamtabstsatzsteigerung zu bejahen. Dann lautet die Frage: Kann bei einem so verarmten Volke, das seinen Haushalt nicht ausgleichen kann, dessen Wohnungszustände himmelschreiend sind, dessen Gesundheitszustand beängstigend ist, dessen Genussucht vielfach längst die angemessenen Grenzen überschritten hat, bei dem daher eine Aufwand- und Luxussteuer im Mittelpunkt der Erörterungen über die Behebung der Finanznot steht und für das umgekehrt Sparen und Kapitalbildung die oberste Lösung sein sollte, ein behördlich geduldet, ja begünstigter Ansporn zu Mehrverbrauch an solchen Dingen in geldlicher wie in gesundheitlicher Beziehung richtig erscheinen?
10. Keiner wird bestreiten wollen, daß jene Markenartikelhersteller diese Kosten der Außenreklame bei der Preisberechnung auf die Selbstkosten schlagen und somit der Käufer diese Reklameaufwendungen bezahlen muß; mögen sich solche auf eine Packung auch nur geringfügig auswirken, im ganzen kommt es auf sehr viele Millionen DM hinaus. Keiner kann sodann mehr die Tatsache bezweifeln, daß die betr. Großfirmen diese Ausgaben an der Steuer als Werbungskosten abziehen, nachdem das Bundesfinanzministerium die Möglichkeit dieses Abzuges auf Grund der geltenden Gesetze schwarz auf weiß bejaht hat. Liegt da nicht sonnenklar zutage, daß Verbraucher und Staat neben der Belästigung auch noch die Kosten dieser Augenweide bezahlen dürfen?

Folgerung

Der Bundestag hat im Juni nahezu einstimmig die beantragte Autobahnreklame abgelehnt. Das ist ein erfreulich deutliches Bekenntnis der deutschen Volksvertretung, daß die Bäume der Außenreklame nicht in den Himmel wachsen sollen.

Dazu kommen andere gute Nachrichten. Die Reifenfabriken ziehen unter dem Druck der Abwehr ihre verärgernde Reklame an den Landstraßen zurück. Baden-Süd hat als erstes Land ein neuzeitliches Naturschutzgesetz herausgebracht, das jegliche Reklame außerhalb der geschlossenen Ortschaft verbietet und unter Strafe stellt. Mehrere Landräte haben Reifenschilder und dergleichen einfach entfernen lassen. Eine Reihe von Landkreisen kann sich als reklamefrei bezeichnen. Bisher unterlagen die Reklamemacher bei allen Beschwerden im Verwaltungsstreitverfahren. Große Benzinfirmen bemühen sich um störungsfreie Gestaltung der Tankstellen.

Bei dieser Sachlage tut sich die Frage auf, ob das im Ortsbild so weitergehen soll mit dieser

Blickstörung und Nervenschädigung,
Preisverteuerung von Gebrauchswaren,
Anfeuerung im öffentlichen Raum zum Mehrverbrauch von Luxus- und Genußmitteln,
Schädigung der Staatsfinanzen,
Fehlleitung von wichtigen Rohstoffen und Strom?

Abgesehen von den so oder so durch diese Reklame Verdienenden dürfte es niemand geben, der solcher Reklame um der Reklame willen, für Dinge, deren Dasein jedem genugsam bekannt ist, das Wort redet. Dann kann auch, nach gründlicher Überlegung, das Urteil bei den Regierungen, Städten, Kreisen und Gemeinden, namentlich aber auch bei der Industrie und den Handelskammern darüber, daß der öffentliche Raum als Tummelfeld der Markenreklame zu schade ist, nicht zweifelhaft sein.

Wilhelm Münker

Diesen grundsätzlichen Ausführungen kann der Schwäb. Heimatbund nur voll und ganz zustimmen. Die Landschaft gehört dem Volk, nicht dem Geschäft und nicht dem Markt, nicht dem Gewerbestreben einzelner Firmen. Es ist unanständig und unsozial, die Landschaft mit Reklametafeln zu prostituieren. Überall tauchen jetzt wieder Schilder auf, die für Markenartikel werben, besonders entlang den Straßen. Wir haben es satt, uns unsere Landschaft verunstalten und entwürdigen zu lassen. Aber unsere Regierungen haben bis jetzt nicht den Mut gefunden – abgesehen von Südbaden – diesen Unfug gesetzlich abzuschaffen. Fast noch schlimmer aber steht es im Ortsbild. Jede Wand, jeder Schuppen, jeder Baum, selbst jede Apotheke ist mit Plakaten überpflastert oder beklebt, obwohl kein Mensch diesen Unrat beachtet, denn er weiß, welche Ware er wünscht und wo sie zu haben ist.

Die süddeutschen Kopfbestattungen

In der Zeitschrift „Aus der Heimat“ im Dezember 1951 findet sich ein Aufsatz von Prof. Dr. Dr. Wilh. Gieseler, Tübingen, über Kopfbestattungen in den Höhlen Ofnet, Kaufertsberg und Holestein, der auch für die Leser der „Schwäbischen Heimat“ von Interesse ist. Bekanntlich hat Dr. R. R. Schmidt 1908 in der großen Ofnethöhle bei einer Nachgrabung (Oskar Fraas hatte bereits dort geegraben) unter abgestürzten Gesteinsblöcken eine seltsame Schädelbestattung gefunden, bei der mindestens 33 Schädel wie große Eier in zwei kreisförmigen Mulden auf einer dicken Rötelschicht am Eingang der Höhle lagen. An den Schädeln fanden sich noch einzelne Halswirbel, an den Halswirbeln wurden Schnittspuren festgestellt. Die Schädel waren also gewaltsam vom Rumpf abgeschnitten worden. Ein einzelner Schädel wurde 1913 von F. Birkner am Kaufertsberg östlich Nördlingen ausgegraben. Diese beiden Funde wurden in die späte Altsteinzeit eingereiht. R. R. Schmidt lehnt den Gedanken an eine gewaltsame Tötung der Bestatteten ab. Neuerdings hat nun Th. Mollison an einer ganzen Reihe der Ofnet-Schädel schwere Hiebverletzungen festgestellt, die beweisen, daß den bestatteten Menschen der Schädel eingeschlagen worden ist, und zwar entweder mit Steinbeilen oder mit Keulen. Im Jahre 1937 veranlaßte Prof. R. Wetzel eine Grabung am Hohlestein im Lohetal, die von Dr. Völzing mit Prof. Wetzel durchgeführt wurde. Dabei kamen am Höhleneingang drei Schädel zum Vorschein, und zwar von einem Mann, einer Frau zwischen 25 und 30 Jahren und einem Kind von etwa zwei Jahren. Auch hier waren Halswirbel mitbestattet worden, an denen Schnittflächen festgestellt werden konnten. Die Schädel der Erwachsenen selbst zeigten Hiebverletzungen mit einem eingeschlagenen Teil des Schädeldaches, von dem radiale Sprünge ausgingen. Mann und Frau wurden also durch einen Schlag mit einer stumpfen Waffe, und zwar auf die linke Kopfseite gewaltsam getötet. Dann fand die Trennung des Kopfes vom Rumpfe statt. In all den erwähnten Fällen handelt es sich um eine anschließende kultische Bestattung, wohl um eine Form der Menschenopferung. Ob die Löcher in die Schädeldecke mit Steinbeilen oder mit Rentiergeweih-Beilen eingeschlagen wurden, läßt sich nicht mehr feststellen, doch lehnt Prof. Dr. Gieseler die Einreihung der Schädel in das Neolithikum ab und glaubt Anhaltspunkte dafür zu haben, daß sie zeitlich zum frühen Mesolithikum gehören. Damals wohnten die Menschen nicht mehr in Höhlen, sie benützten diese aber zu kultischen Handlungen, in unserem Falle also zu Kopfbestattungen, von denen zu vermuten ist, daß sie in vielen Höhlen der Schwäbischen und Fränkischen Alb stattfanden und entweder noch nicht entdeckt oder in der Mehrzahl der Fälle in späteren Zeiten zerstört worden sind.

Hans Schwenkel

MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 90039)
Postscheckkonto Stuttgart 3027 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 16430

EINLADUNG

zu den

„Oberschwäbischen Tagen“

Ferienkurs des Schwäbischen Heimatbundes vom 3. bis 5. August 1952 in Ochsenhausen

1. Zweck

Im Herzen des östlichen Oberschwaben, abseits im Rotztumtal, liegt Ochsenhausen inmitten einer wald- und seenreichen Landschaft, überragt von den prächtigen Barockbauten des ehemaligen Klosters, der heutigen Lehrerinnenoberschule.

Hier wollen wir vom 3.-5. August (mit dem 2. und 6. August als An- und Abreisetagen) unsere „Oberschwäbischen Tage“ abhalten. Diese sollen solche Heimatfreunde vereinen, welche Oberschwaben entweder schon lieb gewonnen haben und noch näher mit ihm vertraut gemacht zu werden wünschen oder es überhaupt erst kennen lernen möchten. Wir bieten ihnen:

1. Unterkunft und Verpflegung im ehemaligen Kloster,
2. Vorträge über die Landschaft, das Volkstum, die Kunst Oberschwabens,
3. Fahrten zum Wurzacher Ried und Federseeried,
4. Besuch der Städte Biberach, Buchau, Ravensburg, Wurzach mit ihren Museen,
5. Führungen durch die Barockkirchen des mittleren Oberschwaben,
6. Orgelspiel und Theater,
7. literarische und musikalische Darbietungen,
8. eine J. B. Pflug-Ausstellung usw.

Daneben wird genügend Freizeit gegeben werden zum Besuch der schönen Umgebung von Ochsenhausen (gute Bademöglichkeiten); die Teilnahme an den Omnibusfahrten steht frei.

2. Bedingungen

Die Teilnahme ist sowohl Mitgliedern des Bundes als auch Nichtmitgliedern möglich. Mitglieder haben jedoch

eine ermäßigte Teilnehmergebühr von DM 7.-, während Nichtmitglieder DM 12.- zahlen; Studierende und Schüler je die Hälfte.

Unterkunft und Verpflegung zu nur DM 3.70 im Tag im ehemaligen Kloster tragen zur weiteren Verbilligung der Teilnahme bei; infolge beschränkter Platzzahl ist jedoch baldige Anmeldung geboten.

Wird Unterbringung im Ort in Privatquartier gewünscht, so belaufen sich die Kosten für eine Übernachtung mit Frühstück auf DM 2.50; Mittag- und Abendessen müssen in diesem Fall im Gasthaus eingenommen werden (eine Mahlzeit DM 1.50). Vollpension im Gasthaus DM 6.50.

Die Kosten der Omnibusfahrten betragen durchschnittlich DM 5.-; die Teilnahme hieran steht frei (s. o.). Anmeldung für diese ist daher gesondert nötig, womöglich schon bei der Anmeldung für die Teilnahme an den „Oberschwäbischen Tagen“.

50prozentige Fahrpreisermäßigung, auf dem Wege von Gesellschaftsfahrten mit der Bahn ab den größeren Städten des Landes, wird verbilligte An- und Abreise ermöglichen.

Bettwäsche ist mitzubringen.

3. Veranstaltungsplan

Es finden statt: Eröffnungs- und Schlußfeier im ehemaligen Refektorium des Klosters (Lehrerinnenoberschule), der Theaterabend im Festsaal, die Vorträge in Hörsälen der Lehrerinnenoberschule. Abfahrtsstelle der Omnibusse: vor dem Gasthaus zum Adler.

Essenszeiten: Frühstück 7.15 Uhr, Mittagessen 12.15 Uhr, Abendessen 19.15 Uhr.

Mitwirkende (nach dem derzeitigen Stand): E. Bruder, Dr. Dreher, Stadtpfarrer H. Endrich, Organist H. Feifel, Studienrat Haag, Oberlehrer G. Haas, W. Kutter, D. Dr. Merkle, Kaplan P. Mitscherlich, Präsident Dr. Neuschler, Prof. A. Nowakowski, Stadtpfarrer Reich, Dr. A. Schahl, Organist K. Schmid, Prof. Dr. Schwenkel, Direktor W. Siegele, Dr. Smolla, Dr. W. Supper, Dr. A. Walzer, Dr. Zengerle.

Samstag, 2. August (Anreisetag):

20.00: Eröffnungsfeier „Das Gesicht Oberschwabens“ unter Mitwirkung von E. Bruder und des Orchesters und Singkreises Ochsenhausen (geleitet von K. Schmid).

Sonntag, 3. August:

7.45–8.45: Führung durch das ehemalige Kloster.

9.00–10.30: Gottesdienste beider Konfessionen

11.00: Eröffnung der J.-B.-Pflug-Ausstellung mit Ansprache von Dr. Zengerle.

13.15: Omnibusfahrt nach Wurzach mit Wurzacher Ried, Weingarten (Klosterkirche) und Ravensburg mit Führungen von Prof. Dr. Schwenkel, Dr. Schahl und Dr. Dreher; Vorführungen der Orgel in Weingarten durch Organist H. Feifel.

20.15: Theaterabend mit Aufführung der „Schöpfung“ von Sebastian Sailer unter Leitung von Kaplan P. Mitscherlich.

Montag, 4. August:

7.45–8.45: Führung durch die ehemalige Klosterkirche.

9.00–10.30: „Die oberschwäbische Landschaft“, Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Schwenkel.

10.30–11.00: Aussprache und Pause.

11.00–11.45: „Das Bauernhaus in Oberschwaben“, Lichtbildervortrag von Dr. A. Schahl.

11.45: Aussprache.

13.15: Omnibusfahrt nach Buchau mit Führung an den Federsee von Prof. Dr. Schwenkel und Oberlehrer G. Haas, durch das Federseemuseum mit Überblick über die Vor- und Frühgeschichte Oberschwabens von Dr. Smolla, durch die Kirchen von Kappel und Buchau von Stadtpfarrer H. Endrich.

20.15: Vorführung der Orgel J. Gablers in Ochsenhausen durch Dr. W. Supper mit anschließendem Orgelkonzert von Prof. A. Nowakowski.

Dienstag, 5. August:

8.00–8.45: „Strafrechtspflege in Oberschwaben um 1800, das Gaunerwesen und seine Bekämpfung“, Vortrag von Präsident Dr. Neuschler.

8.45–9.15: Aussprache und Pause.

9.15–10.00: „Oberschwäbisches Volkstum in den Bildern von J. B. Pflug“, Lichtbildervortrag von Dr. A. Walzer.

10.15–10.45: Aussprache und Pause.

10.45–11.30: „Oberschwäbischer Barock“, Lichtbildervortrag von D. Dr. Merkle.

11.30: Aussprache.

13.15: Omnibusfahrt nach Steinhausen (D. Zimmermanns Wallfahrtskirche), Schussenried (Bibliothekssaal von D. Zimmermann) und Biberach (Stadt, Braith-Mali-museum, Wielandmuseum) mit Führungen durch Dr. A. Schahl, Stadtbaumeister Müller, Studienrat Haag u. a.; Orgelvorführung in Steinhausen durch Dr. W. Supper.

20.15: Schlußfeier „Das Lob Oberschwabens“ mit Werken oberschwäbischer Dichter und Musiker unter Mitwirkung von W. Kutter und des Orchesters und Singkreises Ochsenhausen (geleitet von K. Schmid).

Mittwoch, 6. August (Abreisetag)

Es werden zur Abwicklung der Abreise zwei Gesellschaftsfahrten durchgeführt, die eine morgens 5.40 Uhr, die andere nachmittags 16.40 Uhr.

Für diejenigen Teilnehmer, die erst nachmittags abfahren, besteht die Möglichkeit, an einer zusätzlichen Omnibusfahrt nach Ottobeuren (Kirche von J. M. Fischer) teilzunehmen.

Die Lehrerinnenoberschule muß bis 16.00 Uhr geräumt sein.

Rückblick auf die Veranstaltungen im Februar und März

Unsere diesjährigen Studienfahrten nahmen ihren Anfang mit dem Besuch des Großen Treffens der schwäbischen Narrenzünfte am 3. Februar in Rottenburg. Ein einführender Vortrag stellte die gesehenen Fasnetmasken usw. in den Zusammenhang des ursprünglichen Brauchtums hinein und sorgte für dessen Deutung (heidnischer Fruchtbarkeitszauber). Ein Aufsatz von Dr. Walzer in der Fasnetsnummer „Der Ahland“ wies im gleichen Sinne hin auf das richtige Verständnis. Dies erwies sich insofern als nützlich, als der nachmittägliche Umzug jene Masken usw. zusammenhanglos vorführte; die Vorführung einzelner Sitten und Bräuche war dem Samstagabend vorbehalten gewesen. Im übrigen war Zurückhaltung geboten. Manche Maske verriet ihre Herkunft aus jüngerer Zeit. Der Rottenburger Ahland selbst ist nur hinsichtlich des Namens alt. Schlimmer fast als die Verwässerung durch Karnevalistisches (Elferräte mit Schellenkappen) und „Fasching“ waren verborgene Schäden. Zu diesen gehört das Maskentragen der Frauen. Was ferner hat die Fasnet mit einem Trachtenfest zu tun?

Volkstrachten gehören nicht in Fasnetsumzüge. Rottweil und fünf weitere namhafte Narrenstädte hatten das Treffen nicht besucht! Alles in allem hatte eine Tageszeitung recht, wenn sie als das Erfreulichste an diesem Treffen dessen „südweststaatlichen“ Charakter hervorhob. Feierlich legten die Meßkircher Katzen den Schwaben badische Erde oder Meßkircher Dreck in den Schoß und Zell am Harmersbach überreichte den Südweststaatseinheitstopf mit drei Henkeln für die am Südweststaat beteiligten Staaten. Die Narren waren somit den Politikern um eine Nasenlänge voraus.

Am 8. Februar sprach Regierungsbauemeister Dr. E. Krüger aus Schwäb. Hall vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, unter der sich Kultminister Dr. Schenkel befand, über „Tradition, Modernität und das innere Gleichgewicht in der Baukunst“. Eine ausführliche Besprechung, auf die hiermit verwiesen wird, brachte der Staatsanzeiger vom 13. 2. Der Vortragende machte seine Gedanken an Hand einer Reihe sprechender Bilder anschaulich. Der Gang dieser Gedanken war, in kürzester Zusammenfassung, folgender: Tradition in der Baukunst, dies bedeutet nicht äußeren, sondern inneren Bezug auf eine Baukunst, die ihre Formen zurückführt auf gewisse, das Leben des Menschen bestimmende Ordnungen. In den bindenden Ordnungen des Menschlichen liegt die Berechtigung dieser überlieferten Bauformen. Modernität hingegen bedeutet Verselbständigung dieser Formen an sich, wobei zudem einzelne Baustoffe neue Formen schaffen. Das Unerhörte geschieht, daß Formen nicht mehr von innen nach außen, sondern von außen nach innen geschaffen werden, nicht mehr unter der gebietenden Macht des Ideellen stehen, sondern unter dem Zwang des Materialien. Dieser mag angehen bei technischen Bauten, deren Formen aus eben ihren materiellen Zwecken hervorgehen. Anders steht es dort, wo die Grenzen einer materiellen Zwecksetzung fortfallen. Hier, vor allem im Wohnbau, ist ein weites Gebiet für alle scheinkünstlerischen Formalismen und Ästhetizismen. Im übrigen stellt sich, wo die Gestaltungskraft fehlt, ein Wort zur rechten Zeit ein. Die Ursachen für solche Erscheinungen liegen weit zurück im 19. Jahrhundert und hängen mit dem Glaubenssatz zusammen: „Was praktisch ist, kann nicht schön sein“, der auch in seiner Umkehrung angewendet werden kann. Es wurde mehr spürbar, als daß es ausgesprochen wurde, daß dieser Satz bezeichnend ist für eine tiefe, durch den ganzen Menschen gehende Spaltung, die einerseits auf ein Verfallensein an die Materie, andererseits auf eine im falschen Sinn romantische Schönheitsvorstellung und somit ein gestörtes Gleichgewicht zwischen Wirklichkeit und Wert, Natur und Geist usw. zurückzuführen ist. In diesem Sinne bezeichnete der Vortragende das „innere Gleichgewicht“ als die Voraussetzung einer Aufhebung der Gegensätze von Tradition und Modernität.

Die Führung am 16. Februar durch die kunsthandwerkliche Schreinerwerkstätte von Hermann Maier war eine

Art Darstellung zu den einführenden Worten über die Notwendigkeit der Überwindung des Gegensatzes von Kunst ohne Handwerk und Handwerk ohne Kunst, Abstraktion einerseits und Technik andererseits. Walter Zicklers Ausführungen über die Beziehungen zwischen Mensch und Möbel warfen ein Licht auf Wohnkultur als solche. Das Wort von H. Gretsch: „Wohnen heißt privat leben“ darf hier angeführt werden. Die Führung selbst machte ein weiteres deutlich, daß Kunsthantwerk zugleich ein Stück angewandter Raumgestaltung ist, wobei die Maßverhältnisse der Möbel zum Raum bzw. zur raumbildenden Wand und die Einordnung in das so gegebene Ganze von Wichtigkeit sind. Bezeichnend in diesem Sinne schien die zurückhaltende Form der gesehenen Möbel, deren Kleinheit und die Tatsache, daß die angebrachten Zierformen, in Kerbschnitt ausgeführt, sich streng in der Fläche halten.

Auch der Vortrag von Baudirektor Dr. Scholl am 29. Februar fand im besetzten Hörsaal statt. Die in anspruchsloser und darum ansprechender Form vorgetragenen gehaltvollen Ausführungen stellten das Werk L. Rettis (vgl. Fr. Scholl, Leopoldo Retti, 1930) hinein in die französische Baukunst des frühen 18. Jahrhunderts. Blondels Satz: „In der Einfachheit zeigt sich die Fähigkeit und die Intelligenz des Architekten am meisten“ stellt ein Wort an den Anfang, das für die „klassizistische“ Neigung der Bauten Rettis bezeichnend ist: Einfachheit. Während das Ansbacher Schloß diese Einfachheit als Großflächigkeit und Einheitlichkeit von höchst „vernünftiger“, folgerichtiger Regelmäßigkeit vorführt, wirkt sie am Stuttgarter Schloß (vgl. Heft 6/1951) in ihrer reifsten Form als harmonische Verbindung der zurückhaltenden Einzelgliederung mit dem übergeordneten betonten Gesamtbaukörper. Unter dem Beifall der Anwesenden forderte der Vortragende Ausbau und sinnvolle Verwendung des Neuen Schlosses als kulturelles Zentrum Stuttgarts. Der vom Vereinsleiter geäußerte Gedanke einer Fahrt nach Ansbach fand lebhafte Zustimmung.

Auf den Geselligen Abend, der annähernd 200 Mitglieder vereinte, folgte am 12. März der Vortrag von Dr. H. Löhr „Die Herkunft unserer Haustiere“, der in lebendiger und lehrreicher Weise die Stammformen unserer Haustiere aufzeigte und deutlich machte, wie sehr die Haustierwerdung nicht auf eine Kunstleistung des Menschen, sondern eine geschickte Ausnutzung der vorhandenen Fähigkeiten der Tiere und Anpassung derselben an die besonders menschlichen Zwecke zurückzuführen ist.

Auch außerhalb Stuttgarts trat der Bund mit Veranstaltungen auf den Plan. In Leonberg fand ein gut besuchter Lichtbildervortrag von Dr. A. Schahl „Die Landschaften des schwäbischen Bauernhauses“ statt; die Insassen des ev. Altersheims wurden mit einem Heimatabend erfreut. In Kirchheim/Teck veranstaltete Studienrat O. Lau einen

Vortrag von E. Benz (Nürtingen) „Alte Rechtsordnungen in unseren Dörfern und Städten“. Eine gemeinsame Veranstaltung mit der Volkshochschule war die Vortragsreihe „Aus schwäbischer Geschichte und schwäbischem Leben“ in Gmünd, innerhalb der auch Vertrauensmann H. Wille über „Alte Wege und Straßen unserer Heimat“ sprach; die übrigen Vortragenden waren A. Nuber, Dekan Teufel, Oberbaurat Dr. Schneider, Stadtarchivar Deibele.

Die Fahrt zu Stuttgarter Kirchen der Gegenwart machte die Teilnehmer vertraut mit Bauwerken der Regierungsbaumeister Hugo Schlösser, für den Architekt Lang sprach, und Dr. Alfred Schmidt, der selbst führte. Die gesehenen Kirchen wurden von Dr. A. Schahl hineingestellt in die Entwicklung der kirchlichen Baukunst unserer Zeit, die anhebt mit der Erneuerung der Baukunst im frühen 20. Jahrhundert durch Theodor Fischer, der als erster wieder mit rein architektonischen Mitteln, d. h. der körperbegrenzenden Fläche, den raumumfassenden Körper und den Richtungs- und Spannungsverhältnissen des Raumes selbst arbeitet, diese Mittel jedoch nicht in formalistischer oder technizistischer Weise als Selbstzweck verwendet, sondern als Mittel zum Zweck der Versammlung der Gemeinde, der von der liturgischen Bewegung gefordert wurde. Auf dem Gebiet des katholischen Kirchenbaus kommt es bei uns zur Darstellung des liturgisch kultischen christozentrischen Einraumes mit rein architektonischen Mitteln durch die oben genannten Baumeister, sowie H. Herkommer und O. Linder u. a. Mit dem Besuch der Kapelle des Christkönigsheims in Hohenheim von Dr. A. Schmidt, die in seltener Weise Intimität mit Sakralität verbindet, jedoch durch ein angesprochtes neues Muttergottesbild darin leider gestört wird, schloß die Führung ab.

Zu den Besprechungen der Veranstaltungen in den Monaten Dezember und Januar in Heft 1 berichten wir ergänzend:

Die Ausstellung des Kunstvereins der Diözese Rottenburg „Kirchliche Kunst der Gegenwart“ wird im Landesgewerbemuseum Stuttgart stattfinden und am 27. Juli, 11 Uhr, eröffnet werden; die Festversammlung des Kunstvereins anlässlich seines hundertjährigen Bestehens wird am 28. Juli, 9 Uhr, ebenfalls im Landesgewerbemuseum abgehalten werden.

Über das Weingandsche Modell von Alt-Stuttgart handelt ausführlich ein Aufsatz von Stadtarchivdirektor Dr. H. Schiller im Amtsblatt der Stadt Stuttgart, Donnerstag, 1. Juni 1950. Hieraus geht hervor, daß das Weingandsche Modell in engster Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv seit 1939 entstand und daß insbesondere Stadtarchivdirektor Dr. H. Schiller die Vollendung des Modells seit seiner Übernahme der Leitung des Stadt-

archivs mit aller Kraft vorantrieb. Dieses Modell ist im Stadtarchiv aufgestellt; die im Keller des Staatsarchives befindlichen Teilstücke des Modells betreffen außerhalb des einstigen Stadtkerns gelegene Gebäude, die dem Staatsarchiv nur zu Ausstellungszwecken überlassen wurden. Soweit zur Berichtigung der in Heft 1 gemachten Angaben. Es bleibt, den Wunsch auszusprechen, daß die Stadt das Modell ankaufen möge.

Veranstaltungen in den Monaten April und Mai

April:

Sonntag, 27.: Hohenstaufenfahrt nach Kloster Adelberg, Wäschbeuren (Wäscherschloß), Lorch (Kloster), Gmünd, Hohenstaufen, Göppingen. Führung Dr. Schahl. Abfahrt 7 Uhr Karlsplatz, Teilnehmergebühr DM 6.50.

Mai:

Sonntag, 11.: Zabergäufahrt nach Bönnigheim, Brackenheim, Meimsheim, Schwaigern usw. und auf die Ruine Neipperg sowie den Michelsberg. Führung: Forstmeister Linck. Abfahrt 7 Uhr Karlsplatz. Teilnehmergebühr DM 7.-.

Sonntag, 18.: Fahrt zu den Bauten Leopoldo Rettis, des Erbauers des Stuttgarter Neuen Schlosses, in Ansbach und Umgebung. Führung: Stadtbaudir. Dr. Fr. Scholl. Abfahrt 6.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 12.80.

Samstag/Sonntag, 24./25.: Jagstfahrt nach Morstein (Reiherhalde), Langenburg (Schloß), Unterreichenbach (Krypta), Bartenstein (Schloß), Mergentheim (mit Übernachtung), Stuppach, Dörzbach, Krautheim, Schöntal, Jagsthausen, Widdern, Möckmühl, Neudenau, Wimpfen. Führung: Prof. Schwenkel und Dr. R. Schmidt. Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 22.50.

Erfolgreiche Mitgliederwerbung

Unser Ehrenmitglied Oberbaurat Fridolin Rimmels hat im letzten Vierteljahr nicht weniger als 40 Mitglieder für den Bund geworben. Auch unser Vertrauensmann in Herrenalb, Vermessungsrat H. Schilling, und unser Vertrauensmann in Leonberg, Fr. Schmükle, haben in demselben Zeitraum je über ein Dutzend Mitglieder geworben. Als erste Mitglieder, denen für die Werbung dreier weiterer Mitglieder eine Anerkennung in Form einer Originalradierung überreicht werden konnte, nennen wir Frau Eleonore Schreiber in Stuttgart-Mühlhausen und Herrn Martin Gienger in Reutlingen. Diesen eifrigen Werbern allen sagen wir auch hier unseren Dank und verbinden damit die an alle Mitglieder gerichtete Bitte, tatkräftig für unseren Bund zu werben.

AUSSTELLUNG

„FREIE GRUPPE WÜRTTEMBERGISCHER MALER UND BILDHAUER“

veranstaltet vom Schwäbischen Heimatbund

vom 26. 4. bis 25. 5. 1952

in der

Württ. Staatsgalerie Stuttgart, Neckarstraße

Werke von Prof. Baum, Dr. Fritz, W. Geyer, Hans Gassebuer, Prof. Henninger, Alfred Lehmann, Werner Oberle, Leonhardt Oesterle, Manfred Pahl, August Pfeifer, Werner Rohland, Karl Staudinger, Aold Schwertschlag, Schmied-Rettensburg, Sepp Vees, Alfred Wais, Walter Wörn u. a.

Eintritt frei - Öffnungszeiten vgl. Plakatanschläge und Tagespresse



Orient-Teppiche
kaufst man zuverlässig bei
STEEGMÜLLER
Stuttgart, Königstr. 16 / Ruf 95124/25

Heimatische Garten- und
Landschaftsgestaltung
durch:



REUTLINGEN

Wilhelm-Grimm-Weg 3 Fernruf 5871

MÖBEL-

Beiermeister

seit 70 Jahren ein Begriff

REUTLINGEN

Rathausstraße 10

Teilzahlung · Lieferung frei Haus

Beilagenhinweis:

Interessante Einzelheiten
über den Wert des Honigs
berichtet die der vorliegenden
Ausgabe beigeftigte Wer-
beschrift der Firma Honig-
Reinmuth, (17a) Sattelbach
im badischen Odenwald.

Im Eisen- und
Eisenwaren-Großhandel **ein Begriff**

Seit 1753
im Familienbesitz

ULRICH ADAM KNAPP

REUTLINGEN · Fernsprech-S-Nr. 5046
Fernschreiber 0729804 · Drahtwort: Eisenknapp



**Friedrich
Gerster**

Kunst- und
Bauglaserei
Glasschleiferei

Reutlingen
Lederstraße 63

SCHÖNE OSTERGESCHENKE
in Spielwaren und Lederwaren

JOHNS Reebmann
REUTLINGEN, Wilhelmstr. 135



Ihr
-Fachmann für
**FOTO u.
OPTIK**
Joh. Akermann
REUTLINGEN-WILHELMSTR.63

Hotel Harmonie
REUTLINGEN
WILHELMSTRASSE

Nähr- und Kräftigungsmittel * Alles zur Körperpflege
aus der

FALKEN-DROGERIE

Wilhelm Eisenmann, Reutlingen
Marktplatz 12 und Albstraße 11



T.74646/47 **MARKISEN**
GEHRUNG
SEIT
1904
STUTTGART-S HAUPTSTÄTTER-STR.96

Shoko-Haus Staudt

REUTLINGEN, Wilhelmstraße 42

das bekannte Paradies für süße Sadeln

* Schöne Geschenkpackungen! *

Blumen
in alle Welt
durch die
FLEUROP

Al. Nothdurft-Burkhardt

Werkstätte für Blumenschmuck

Reutlingen

Metzgerstraße 45 · Fernruf: 6865